



ANDINA

ZEITSCHRIFT

für

NATURFREUNDE und WANDERER

JAHRESHEFT FÜR 1977-1978
VERÖFFENTLICHUNG DES

Deutschen Andenvereins - Santiago

und des

Deutschen Ausflugvereins - Valparaíso

Herausgeber: DEUTSCHER ANDENVEREIN SANTIAGO — CASILLA 9376

Foto Deckelblatt (Lo Valdés - Hütte): WOLFGANG FÖRSTER

INHALTSVERZEICHNIS

	Se	eite
Grusswort des DAV Santiago zum 70-jährigen Bestehen des Zur Geschichte des Deutschen Ausflugsvereins Valparaiso	Ausflugsvereins Valparaíso	3 5
 Am Aconcagua: 1) Aufbruch zur Ersteigung des Aconcagua 2) Besteigung des Aconcagua — Ausgangspunkt Río Colo- 	Paul Güssfeldt	6
rado/Chile 3) La ascensión al monte Aconcagua por la ruta de Río	Kurt Claussen	10
Colorado 4) Aconcagua 1977: als Sechzehnjähriger auf 7000 m. Hochgebirgsaktivitäten des DAV Santiago 1977/1978	Christian Rasmussen Uwe u. Heinz Koch Wolfgang Förster	13 16 19
Chilenische Nationalparks:		
 Oma am Bergsee (Conguillio — Nationalpark) Kennen Sie Niblinto? (Laja — Nationalpark, Tolhuaca 	Elena Friedrichs	20
Nationalpark)	Horst Badura	21
In Chiles "hohem Norden": 1) Expedition zum Licancabur	Egon Zachlehner	24
2) Ascensión al Volcán Licancabur	Bernardo Infante M.	24
3) Informe Expedición al Volcán Parinacota	Wolfgang Förster	29
4) Historia del andinismo germano: andinistas alemanes en la puna chilena (1888 - 1939)	Evelio Echevarría	30
5) Winterferien in Chiles Vergangenheit	Horst Badura	33
6) Das Fest der heiligen Virgen Carmen in Conchi Viejo	Irmgard Wichhorst	36
DAY International:	Print to the trans	40
 Bei den Indianern am Río Beni (Bolivien) Das Felsengebirge von Talampaya, Prov. La Rioja, Ar- 	Heinrich Holzer	40
gentinien	Otto Zöllner	42
3) Die Nacht auf dem Riverboat (Ecuador)	Gunther Schüler	46
4) Pozuzo — das vergessene Urwalddorf	Klaus Weindiger	47
5) Fahrt durch Uruguay, Südbrasilien und Nordargentinien	Hete Sievers de W.	52 59
6) Expedición a la Cordillera de Huayhuash (Perú)	Alejandro Izquierdo W.	99
Dies und das aus Chile:		0.1
 Fischerprozession in Valparaíso Etwas über chilenische Heilpflanzen 	Erna Jacob	61 62
3) Eine Reise zur Robinsoninsel	Hete Sievers de W. Dr. Carlos Kirsch	64
o, and read at resultantial	Di. Carlos Krisch	υτ
Jugendpreisausschreiben des DAV Valparaiso: Prolog zum Preisausschreiben des DAV Valparaiso	Hete Sievers de W.	67
Mein schoenster Ausflug: zur Quebrada "El Alazán"	fiele bicvers de W.	
(1. Preis)	Robert Angelbeck	68
Die Wasserschildkröten (2. Preis)	Christian Maydahl	69
Mi mejor paseo (1. Preis)	Axel Busch	69 70
Una Excursión en la naturaleza (2. Preis)	María Benito Rossi	70
Der DAV selbst:	Carman Bishaida	72
1) Wer kennt den "Rennstall" des DAV?	Carmen Pichaida Wolfgang Jacob	72
2) Jahresbericht des DAV Valparaíso 1977/1978 3) Jahresbericht des DAV Santiago 1977/1978	Horst Badura	73
4) Andenverein im Mumienschlafsack?	Dietrich v Borries	74
5) Vorstandslisten des DAV Valparaiso und DAV Santiago		
1978		76

Grusswort des DAV Santiago zum 70-jährigen Bestehen des Ausflugsvereins Valparaíso

Für den "jüngeren Bruder" des Ausflugsvereins Valparaiso, den DAV Santiago, ist es eine besondere Freude, an dieser Stelle dem "älteren Bruder" zu seinem 70igsten Geburtstag die allerherzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Wer in den Analen beider Vereine blättert, wird sehen, dass die Anregung auch zur Gründung des Santiagoer Vereins von Valparaiso ausgegangen ist, dessen Verein viele Anstösse bis hinein in die Satzung ge-

geben hat, die heute für uns gültig ist.

Nur 6 Herren waren es, die im Januar 1909 den Verein in Valparaiso aus der Taufe hoben, den ersten Wanderverein Chiles überhaupt. Es gehörte damals noch Mut dazu, sich per Rucksack in der Öffentlichkeit des Landes sehen zu lassen, wollte man sich nicht der Lächerlichkeit preisgeben. Heute, 70 Jahre später, hat sich das Bild total gewandelt. Mes de la Montaña, Crossläufe durch die Parks der Städte, wandernde Jugendliche, Camping, all das gehört inzwischen zu den Selbstverständlichkeiten im Leben der einheimischen Bürger, die kaum noch verwundert schauen, wenn jemand mit einem Rucksack in die Micro oder mit Bergstiefeln auf einen der umliegenden Hügel und Berge steigt. Wer sich die stattliche Reihe chilenischer Clubs ansieht, findet das nur bestätigt. Und sie sind manchesmal, gestehen wir es neidlos zu, aktiver als wir Ausflugsvereinler. Aber so soll es ja wohl auch sein, dass der Schüler irgendwann einmal seinen Meister erreicht oder gar übertrifft. Jene Handvoll Männer von 1909 hat damals den Grundstein zu dem gelegt, was heute fast zu einer Bewegung geworden ist. Danken wir ihnen und ihren Nachfolgern für ihren oft selbstlosen Einsatz, der nichts anderes zum Ziel hatte, als ein wenig Freude in die Freizeit zu bringen, denn, so steht es in einem der Berichte von vor 70 Jahren, "um 10 Uhr erhoben sich die Mitglieder in freudiger Erwartung des Sonntags" (der freie Sonnabend war zu jener Zeit noch nicht erfunden).

Wir wünschen dem DAV Valparaiso auch für die kommenden Jahre und Jahrzehnte ein weiterhin kraftvolles Gedeihen, eine vorausschauende Führung und viel Freude an seiner Tätigkeit zum Wohle der Allgemeinheit.

4. 1994

Horst Badura
1. Vorsitzender des
DAV Santiago

All die Gipfel da, sie sind uns ein Sinnbild des einen, des ewigen Strebens und Sehnens: Jeder Berg ist gleichsam ein Unerfülltes, er weist über sich hinaus auf noch Höheres. Eugen Guido Lammer

Zur Geschichte des Deutschen Ausflugvereins Valparaíso

AUS DEN SITZUNGSPROTOKOLLEN DES ZWEITEN UND DRITTEN JAHRZEHNTS

Der erste deutsche Wanderverein in chilenischem Lande hat von Anfang an einem ausgesprochen deutsch-kulturellen Charakter, da seine Mitglieder politisch ganz verschieden ausgerichtet sind. Die ersten Jahre nach der Gründung bringen jedoch keine wesentliche Zunahme an Bedeutung. Erst mit Ausbruch des Weltkrieges wird allgemein die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses empfunden, wodurch auch die Reihen der Wanderer neuen Zuwachs bekommen.

An den Septemberfeiertagen eines jeden Jahres zieht eine grosse Anzahl von Mitgliedern und Gästen zum Caquisgebirge. Kreuz und quer wird dieses erschlossen und in seine verborgensten Winkel dringen die Fotografen des D. A. V.

Die Weihnachtsfeier am Estero Limache wird zu einer Tradition, die allerdings nicht alle Jahre verwirklicht werden kann.

Der Verein übernimmt auch gesellschaftliche Aufgaben, die ihren Ausdruck in speziellen Ausflügen mit Damen, sowie in den Tanzkränzchen finden. Im Jahre 1916 sind fünf Verlobungen von Mitgliedern zu verzeichnen; auch wird für die Anschaffung eines vereinseigenen Projektionsapparats gesammelt und ein Vorrat von schönen Diapositiven angelegt. Im Juni 1917 kann der Verein in den Räumen des Sängerbundes zum ersten Male mit einem Lichtbildervortrag an die Öffentlichkeit treten, und im Mai 1918 zum zweiten Male und kann dadurch die beachtliche Summe von \$ 4.000,— dem Roten Kreuz zur Verfügung stellen.

Im Juli 1919 erscheinen zum ersten Male die "Mitteilungen des D.A.V.", bis Mitte 1921 regelmässig, alle 2 Monate, als Gemeinschaftsarbeit der Herren Höfer, Zabel und Mohr.

Nach 2½-jähriger Pause erscheint die Zeitschrift 1924 wieder in neuem Kleide als "Andina" unter der Regie des damaligen 1. Vorsitzenden Dr. Otto Tenz. In den Jahren 1925/27 übernimmt Herr Dittmar die Redaktion. Anschliessend Lehrer Erich Werner, der auch im Jahre 1929 den Andinakalender ins Leben ruft. Beide Veröffentlichungen (Zeitschrift und Kalender) erscheinen bis 1932 weiter unter der Leitung der Lehrer Dr. Rühle (1931) und Dr. Heege (1932).

Das dritte Jahrzehnt des Ausflugvereins beginnt mit der Präsidentschaft von Lehrer Alex Schlütter, der erkannt hatte, dass ein Erhalten und Ausbauen des Vereins gleichbedeutend mit Deutschtumsarbeit sei.

Die Generalversammlung vom 17. Dezember 1931 beschliesst den Beitritt zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein unter der Bedingung, dass dies keine zusätzliche finanzielle Belastung darstellen darf. Seitdem ist der Verein genau wie der Alpenverein übernational. Durch den Beitritt zu diesem Dachverband und die Erbauung der Schutzhütte Lo Valdes im Jahre 1932 hat der Ausflugverein an Bedeutung und Ansehen gewon-Nach dem Vorbild des Alpenvereins können von nun an auch Damen Mitglieder werden. Der Eintritt in den Reichsbund für Leibesübungen wird indessen abgelehnt, da viele deutschsprachige Nichtreichsdeutsche unter seinen Mitgliedern sind und somit der D.A.V. ein zwischenstaatlicher Verein ist, unpolitisch und auch kein reiner Sportverein.

Der Ausflugverein empfindet es als seine Pflicht, vor allem junge Deutschchilenen in seine Reihen aufzunehmen, damit diese nicht einem chilenischen Wanderverein beitreten. Die Jugendgruppe, die zunächst als Privatunternehmen des Herrn Georg Nehls gilt, wird im Jahre 1928 in den Verein eingegliedert, bis sie im Jahre 1933 in den Deutschen Jugendbund Chiles übergeht. Der Verein hat dem Jugendbund auch in den ersten Jahren bei Bedarf bedenkenlos sein Ausflugsmaterial zur Verfügung gestellt.

Die Entwicklung des D.A.V. ist, wie überall auf der Welt, von einigen markanten Persönlichkeiten geprägt worden, unter denen besonders hervorzuheben sind: Herr MAX KERN, als 1. Vorsitzender und Schriftwart, Herr ARTHUR SCHULZE, als 1. Vorsitzender und Kassenführer, Herr HANS HÖFER, als Ausflugs- und Gerätewart, und Herr GEORG NEHLS, als Leiter der Jugendgruppe und Lichtbildwart.

Die Mitgliederzahl hat ständig um die Zahl 100 geschwankt. In sehr guten Jahren waren es 130 bis 150, und in schlechten unter 100 Vollmitglieder.

Es ist erstaunlich, wie viele Herren, die später in Santiago ansässig geworden sind, zunächst Mitglieder in Valparaiso waren. Erst nach dem zweiten Weltkrieg beginnt die Bedeutung der Hafenstadt notorisch hinter die Entwicklung der Hauptstadt zurückzufallen, so dass auch Neuankommende bevorzugt gleich in Santiago ansässig werden.

Aufbruch zur Ersteigung des Aconcagua

(Leicht gekürzt Wledergegeben)

Paul Güssfeldt

VORREDE DER SCHRIFTLEITUNG

Der Name Paul Güssfeldt ist nur noch den Eingeweihten geläufig. Wer die Aconcagua-Route von der chilenischen Seite her wählt, (siehe dazu auch die Beiträge von Dr. W. Hufnagel, "Deutsche Alpinisten besteigen den Aconcagua auf der 'Chilenischen " und Hans-Uwe Grosse, "Aconcagua-Versuch", beide in "Andina" 1969 / 1972) stösst beim Güssfeldt-Gletscher noch auf den Namen jenes deutschen Forschers, der 1882/ 1883 grosse Teile der Zentralkordillere Chiles bereiste, erwanderte und bestieg. Nur wenigen ist sein 1888 unter dem Titel "Reise in den Andes von Chile und Argentinien" erschienenes Buch bekannt, noch wenigeren wird es zugänglich sein. Noch ganz im Sinne der Humboldtschen Tradition geschrieben, Gegenstände "Naturhistorische auch ästhetischer Behandlung" bedürfen und "ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Grösse zu schildern . . . daher auch in späteren Zeiten nicht ganz unbeachtet bleiben wird" (Alexander von Humboldt, Vorrede zum Kosmos, Nov. 1884), bringt "Güssfeldts Buch hervorragende Schilderungen der Kordillere, die auch jetzt, fast 100 Jahre später, lesenswert sind. Güssfeldt selbst hat wohl schon geahnt, wie es seinen Schriften ergehen würde, als er im Vorwort zu seinem Andenbuche schrieb: "Aber bevor mein Buch dem Schicksal verfällt, dass seine dürftigen Reste in einem geographischen Handbuch beigesetzt werden, möchte es eine kurze Spanne Zeit in dem Kreise derer leben die des Verfassers Ansichten über die Gestaltung und die Ziele menschlicher Existenz teilen, ... dass Idealismus, gepaart mit Entsagung, doch glücklicher macht als Gut und Ehren - und nichts als Gut und Ehren". Vor nunmehr 95 Jahren versuchte Paul Güssfeldt den Aconcagua über die chilenische Route zu ersteigen, begleitet nur von einem Arriero und mit über die Hände gestreiften Socken als Kälteschutz. unter dem Gipfel musste er umkehren. Hier unser Versuch der Rückblende, wie es damals war - und gleichzeitig unser Bemühen, Güssfeldts Buch nicht als "dürftigen Rest beizusetzen", sondern es wieder lebendig werden zu lassen — fast ein Jahrhundert später!

EINUNDZWANZIGSTES CAPITEL

Aufbruch zur Ersteigung des Aconcagua. - Geringe Vorbereitung. — Schlechte Nahrung. - Bedrohliche Wetteranzeichen. --Am Fuss des Schuttcouloirs. — Erhabene Stimmung. - Beginn des Nachtmarsches. -Mitternacht auf dem Aconcaguafirn. - Der grosse Circus. — Ungeahnte Helligkeit der Mondnacht. — Der Aconcagua wird zum ersten Mal betreten. — Geringe Abwechslung beim Marsch. — Erste Widerspenstigkeit der beiden Begleiter. — Spanische Überredungskünste. — Die Kälte. — Furcht, die Nase zu erfrieren. - Der ersehnte Tag. -Ein Frühstück. — Geringes Bedürfnis nach Speise und Trank. — Vicente Pereira erfriert beide Füsse und bleibt in 6200 m Höhe liegen. — Jiliberte und ich allein weiter. — Unser gegenseitiges Verhalten und unsere Leiden. — Ein Bündniss in 6 500 m Höhe. — Eine Siedepunktbestimmung bei 6560 m -400 m unter dem Gipfel. - Schneesturm und Umkehr. —

Die Recognoscirung hatte am 19. Februar 1883 stattgefunden, am Nachmittag des 20. sollte die entscheidende Expedition beginnen. Vorzubereiten war nicht mehr viel, denn auf das Mitnehmen von vielerlei Nahrungs- und Schutzmitteln mussten wir verzichten. Eine Hand voll Theeblätter, einige harte Schiffszwieback, rohe Zwiebeln und etwas Charqui, — das war eigentlich Alles und unterschied sich nur durch die verringerte Quantität von der täglich sich wiederholenden Ration.

Wir ritten um 4 Uhr Nachmittags aus dem Standbiwak aus, desselben Wegs wie Tags zuvor, wieder an dem Skelett des armen Minero vorbei, und erreichten gegen 7 Uhr Abends die erste Etappe, die Mündung des Schuttcouloirs. Inmitten der Figuren des Büsserschnees machten wir Halt und entfachten mit Mühe eine Gluth aus dem mitgenommenen Kohlenvorrath. Es wurde noch einmal abgekocht, doch begnügte ich mich mit einem Becher Thee und einem der harten Brode, die angefeuchtet und dann ans

Feuer gelegt werden, ehe man sich an ihren Genuss wagt.

Während die Nacht hereinbrach, klärte sich das Wetter vollständig auf. Die besten Aussichten eröffneten sich. Ich fühlte mich am Anfang einer befreienden That, eine erhabene Stimmung bemächtigte sich meiner. Der volle Mond trat hinter den Bergen hervor und goss sein Licht über die erglänzenden Felder des Nieve penitente, welche zerstreut auf den Hängen lagen. Im Westen zeichneten sich die ausgezackten Felskämme haarscharf gegen den Himmel ab, wie die Aquäductenbogen in der römischen Campagna bei dem Scheiden des Tages. Die Luft war ganz ruhig, Alles war durchweht von Erhabenheit, die ganze Macht dieser Stunde kam über mich, ich blickte zu den Sternen auf, und meine Seele erhob sich zu Gott.

Um ½ 9 Uhr Abends brachen wir auf, die Thiere zurücklassend: Jiliberte (Salazar), Vicente (Pereira) und ich. In das steile Couloir, das wir zuerst erkletterten, warf der Mond grelle Contraste von Licht und Schatten. Gegen ½ 11 Uhr betraten wir den Portezuelo del Penitente und verweilten zwanzig Minuten auf seiner Höhe. Wie die "Conquistadores" standen wir da in der schweigenden Nacht, mit dem Blick die silberdurchflossene Finsterniss durchdringend, aschgrau und mysteriös ragte der Aconcagua auf, glänzend und weiss breitete der grosse Firn sich aus.

Und diese Landschaft wollte ein Mensch sich beugen? Ihr eine höhere Weihe dadurch geben, dass er seines Willens, wie eines göttlicher Geschenkes, zielbewusst waltete? In jener Mondacht schien es doch, als sendete jeder Punkt des leblosen Reliefs einen feindlichen Strahl der Verzauberung gegen den prüfend vordringenden Menschen. O! es war besser, alle Gedanken abzustreifen und nüchtern und harmlos fürbass zu gehen, wie mein fou riant Vicente Pereira.

Das geschah denn auch. Wir stiegen nieder, überschritten den Eisspiegel der Lagune, überkletterten den Schneewall und wandelten bald über jungfräulichen Firn, auf welchen der Mond zum ersten Male den Schatten menschlicher Figuren warf. Die kürzeste Linie beim Kreuzen einzuhalten, war nicht thunlich, weil in der Richtung derselben abschüssige Stellen lagen. Vielmehr beschrieben wir eine nach rechts, gegen den Ursprung des andinen Hochthals ausgebogene Curve. Der Firn bewarte in seiner ganzen Breite die Beschaffenheit, welche bei der Recogniscirung für das Randgebiet erkannt worden war. Wie Brettchen einer auf den Boden gelegten Jalousie ragten die kleinen Eisleisten auf, welche das Gehen so be-

1 100

schwerlich machten. Dafür hatten wir andererseit nicht von Schnee zu leiden, — ein Umstand, der nicht nur Mühe, sondern auch Sorge ersparte, denn wir brauchten weder in tiefem, pulvrigen Schnee zu waten, noch hatten wir das Einbrechen in überdeckte Spalten zu fürchten.

Ein Seil verband uns nicht, ein Jeder marschirte nach seinem Belieben, und wer fiel — der fiel. Bald nach Mitternacht standen wir gleich weit entfernt von den beiden Ufern, deren kürzeste Entfernung etwa 3 ½ Kilometer betragen mochte. Inmitten der blinkenden eisigen Fläche zu unserer Linken eröffnete sich das Thal, dessen Ursprung wir traversirten, und verschwand gegen eine tiefere, uns unsichtbare Stufe. Sehr nahe rechter Hand stieg das Terrain steil an zu der vergletscherten Kette, welche den Circus schliesst und in dem Aconcagua wurzelt.

Die ungewohnte Helligkeit der Mondnacht erhöhte den Eindruck des Magischen. Mir hatte der Mond noch nie so hell geleuchtet und gewiss nur wenigen Sterblichen heller, ganz begreiflich!

Dass Schneelandschaften intensiver erglänzen, das hat ja ein Jeder selbst erfahren, aber nicht in subtropischen Breiten und nicht in einer Meereshöhe von 5000 bis 6000 m, wo dem ausserirdischen Lichte die Intensität in gesteigertem Masse bewahrt bleibt.

Freilich da, wo kein Schnee lag, oder wo die Landschaft sich in ihre Schatten tauchte, da schuf der Contrast für das geblendete Auge den Eindruck erhöhter Dunkelheit, so auch am Aconcagua selbst, dessen Masse näher und näher rückte, stärker und stärker anschwellend, mehr und mehr an Übersichtlichkeit verlierend. Um 1 Uhr 50 Minuten in der Nacht vom 20, zum 21. Februar betraten wir seine Basis zum ersten Male. Der Übergang vom Firn zu der Halde des Berges vollzog sich ohne besondere Schwierigkeiten. Das verdient aus dem Grunde besonders hervorgehoben zu werden, weil Firn gerade da, wo er eine aufragende Kette umsäumt aufzureissen pflegt und jenen "Bergschrund" bildet, welcher wie ein Festungsgraben das Massiv umgibt. Uns dagegen war keine andere Aufgabe gestellt als einen steilen, schneebedeckten Uferrand zu erklettern, dann setzten wir den Fuss auf anstehendes Gestein..

Nun erst begann die Aconcagua-Besteigung im engeren Sinne des Wortes: das Erklimmen des Individuums, das sich aus dem grossen Gebirgsfundament zu einsamer Höhe emporringt.

Bis zu dem Augenblick, wo wir die Aconcagua-Basis erreichten, hatte ich allen Grund gehabt, mit den beiden Chilenen zufrieden zu sein. Das Schuttcouloir hatten sie mit einem Eifer erklettert der ihren guten Willen und ihren guten Glauben ausser Zweifel setzte, den grossen Firn hatten sie mit einer Unbefangenheit überschritten, über welche ich helle Freude empfand. Dort war es noch windstill, und deshalb machte sich die Kälte nicht schmerzlich fühlbar, auch wurden die Lungen wenig angestrengt, Sobald aber der Firn verlassen war, da wurde die Sache anders. Auf dem Aconcagua wehten strengere Lüfte, die erkältend durch alle Kleider drangen, und die Steilheit, gerade der Basispartieen, bedingte anstrengendes Klettern. Der Wind wurde stärker, die Temperatur sank und mit ihr der Muth der Leute. Bereits zwischen 5 und 6 Uhr Morgens - es war noch Nacht — wollten sie umkehren und behaupteten, dass wir alle Drei erfrieren würden. Ich las 10° Kälte ab, möglicherweise war es noch etwas kälter, denn ich schwang das Thermometer nur kurze Zeit, weil die erstarrten, glatt gewordenen Hände die Schnur. an welcher das Instrument geschwungen wird, nur sehr unsicher hielten.

Jiliberte und Vicente legten sich auf den Boden nieder, inmitten einer Formation pittoresker Felsen aus grauem Sandstein-Conglomerat. Dadurch erhielt die Kälte natürlich noch mehr Macht über sie und auch jene furchtsame Unruhe. welche entsteht, wenn wir uns in einer schlimmen Situation körperlicher Ruhe hingeben. Es bedurfte langer Überredungskünste, damit die Leute sich zum Weitermarsch entschlossen, aber die Wirkung war von kurzer Dauer, und das Spiel wiederholte sich. Auf mich wirkte es geradezu wie Gift, denn eine jede dieser spanischen Reden kostete neben der geistigen Anstrengung doch noch ein Stück physischer Kraft in einer Höhe, wo die Lungenthätigkeit bereits sehr acut ist, und das wachsende Misstrauen, die Einsicht, dass ich auf keines Menschen Hülfe mehr bauen dürfe, lagen auf mir wie eine körperliche Last. Das war der Stand der Dinge, als wir 400 m von den 1900 m erstiegen hatten! (Anm.: die bis zum Gipfel noch fehlten).

Ich zog die Uhren auf, und wir kletterten weiter mit verhängnisvoller Unregelmässigkeit. Die Kälte setzte uns in der That hart zu, besonders peinlich berührte mich die Furcht, dass mir die Nase erfrieren könnte. Zeitweise suchte ich mich durch Vorhalten der Hand zu schützen, die durch einen wollenen Fausthandschuh und darüber gezogenen Socken bewehrt war, aber schliesslich gibt man das auf, well der Arm zu sehr ermüdet wird, und überlässt dem lieben Gott die Fürsorge für das arme, verlassene Menschenkind.

200

Endlich kam die Sonne und brachte den ersehnten Tag. Der Wind liess nach. Übrigens war er, auch während seines heftigsten Wehens, zu keiner Stunde so heftig gewesen, wie seiner Zeit auf dem Maipo.

Der Blick auf die Landschaft gab das Gefühl, dass wir bereits sehr hoch standen, er schweifte über die Penitentekette fort, nach abwärts. Der NNW/Grat glich mehr und mehr einer abgestumpften Kante, längs welcher die Dachfläche des Aconcagua sich umbiegt und eine etwas andere Orientierung annimmt. Unsere Besteigung hatte deshalb weniger den Charakter einer Grat — als einer Haldenwanderung.

Zwischen acht und neun Uhr Vormittags wurde die kleine Theemaschine in Tä,tigkeit gesetzt, d. h. etwas Schnee geschmolzen, Theeblätter darauf geworfen, einige Stückchen versteinerten Brodes hinzugefügt und das Ganze dann verschlungen die Leute machten es ebenso. Dies war meine einzige Nahrung während 24 Stunden, ohne dass ich irgend wie von Hunger gelitten hätte. Merkwürdiger noch war ein dieser überaus trocknen Luft das Fernbleiben des Durstes. Dabei waren die Schleimhäute so trocken, dass ein Schluck Cognac, den ich versuchte, mir Schmerz in der Kehle verursachte, auch der vino cosido ("gekochter Wein"), den die beiden Chilenen mit sich führten, widerstand mir obwohl ich gar kein Gefühl von Übelkeit hatte.

Um 10 Uhr blieb Vicente Pereira endgültig liegen, er hatte bereits mehrfach über Schmerzen in den Füssen geklagt, das war aber nicht weiter von uns beachtet worden. Jetzt erklärte er mit ruhiger Energie, dass er nicht weiter gehen würde. In der That waren ihm beide Füsse erfroren, er blieb an jenem Tage, wie für den Rest der Reise, unbrauchbar.

Das geschah in der Höhe von ungefähr 6200 m. Jiliberte und ich setzten nun allein den Marsch fort. In dem Charakter der Besteigung änderte sich nichts, -- stets dieselbe grossartige Monotonie es war mir, als bestände die Welt aus einer einzigen grossen Halde. Der rückwärts und nach rechts schauende Blick beherrschte ein weites Gebirgsmeer, aus dem sich nur zwei hohe Berge in nördlicher Richtung abhoben, sie gehörten offenbar der Ramadakette an. Die Landschaft zeigte wenig Schnee, Gletscher konnten gar nicht constatirt werden. Spitze des Aconcagua war nicht länger sichtbar. Wir stiegen meist über Trümmer auf, selten über anstehendes Gestein, bei mässigem Winde und erträglicher Kälte, unter geringer Terrainschwierigkeiten, mit wachsender Pein. So glichen wir mehr wandelnden

Duldern als himmelerstürmenden Titanen.

Die Langsamkeit unseres Vordringens liess nun nichts mehr zu wünschen übrig, die Pausen mehrten sich, und wir ruhten wohl ebenso lange, wie wir marschirten. Der Athem war kurz geworden, und selbst beim Niedersitzen musste ich röcheln, that ich es nicht, liess ich die Lunge ruhiger arbeiten, so trat ein asthmatischer Zustand ein. Am liebsten streckte ich mich lang aus und hielt denn Mund dicht über Schnee, hier hatte die Luft mehr Feuchtigkeit, höchst wahrscheinlich wirkt die dünne, trockne Höhenluft verderblicher auf den Organismus ein, als die feuchte. Momentane Erleichterung schaffte die Benutzung eines kleinen Flacons mit englischem Riechsalz. Ein Freund, mit dem ich sechs Monate zuvor gleichzeitig auf dem Matterhorn gewesen war und der Reisen im Himalaya ausgeführt, Don Giulio Grazioli, hatte ihn mir beim Scheiden in London in die Hand gedrückt.

Um 11 Uhr Vormittags schrieb ich in mein Notizbuch: "Wir wissen nicht, wie wir enden werden" und Jiliberte sagte: "Mis piernas me duelen mucho", d.h. meine Beine schmerzen mich sehr. Ich hätte ihm dasselbe von mir sagen können, denn eben in Gliederschmerzen und lähmender Mattigkeit besteht die Einwirkung der verdünnten Luft, vielleicht gehen dem Kreuzigungstod ähnliche Zustände voraus. Um 1/2 12 Uhr wurde die Spitze des Aconcagua wieder sichtbar, und nun sah ich den Weg, der zu ihr führt, zum ersten Male deutlich vor mir. Jiliberte woll-Noch einmal nahm ich alle te umkehren. Kraft und alle Überredungskünste zusammen, malte ihm aus, welcher Triumph es für ihn sein würde, wenn er mit mir einen Gipfel erreichen würde, der höher sei als alle Gipfel Amerika's, und an dessen Erreichbarkeit Niemand glaube, wie er bei der Rückkehr in seine Hacienda würde geehrt werden, wie sein Name im Lande fortleben würde und fügte noch vieles Andere hinzu. Jiliberte war nicht ohne Ehrgeiz, er hatte einen schönen Moment, war mit seinen höheren Zielen gewachsen, eine echte männliche Entschlossenheit kam über ihn. Mochte eintreten, was da sollte, verlassen würde er mich nicht, und hier, in mehr als 6 400 m Höhe, reichten wir uns die Hand zum Bunde.

Von nun auf sprachen wir nicht mehr mit einander, in schweigender Übereinkunft marschirten wir, ruhten wir, brachen wir wieder auf. So wurde um ½ 1 Uhr des beginnenden Nachmittags die Höhe von 6560 m erreicht, wo das Wasser des in Thätigkeit gesetzten Siedeapparats bei 78,9° C kochte. Hier am Fusse eines weissen Felsens, der die graubraunen Trümmerflächen durchbrach, sollte

1. 16.7

eine längere Erholungspause gemacht werden. Hinter dem Felsdurchbruch ragten die Gipelpartieen des Aconcagua auf, die Spitze erschien so nahe, dass sich die einzelnen Steine derselben unterscheiden liessen, die höchsten Felsen waren sämmtlich durch rothe, warme Farbentöne ausgezeichnet. Die übrige Welt lag uns zu Füssen, in der Richtung abwärts, rechts von dem grossen Firnthal, das wir in der Nacht, vor nunmehr zwölf Stunden traversirt hatten, liess sich ein zweites Thal constatieren, das seinen Ursprung in dem Aconcagua-Massiv nimmt.

Der in das Auge gefasste Weg sollte den Gipfel ziemlich direct treffen, über ein Schneefeld, an dessen Rand wir lagerten, musste der Fuss der rothen Felszinne erreicht werden, durch einen Felskamin hofften wir diese zu ersteigen und dann, rechts schwenkend, über den unschwierigen Grat die höchste Spitze zu erreichen. Nach meiner Schätzung lag dieser höchstens 250 bis 300 m über uns, nach derjenigen Jiliberte's sogar nur 150 m, nach den Messungen 410 m. Es war durchaus fraglich, ob wir das Ziel vor Sonnenuntergang würden erreichen können.

Noch während ich mit der hypso-thermometrischen Messung beschäftigt war, zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags, hüllte sich die Spitze unseres Berges in graue Wolken ein, Nebel erfüllten die Luft, Graupeln fielen nieder, und die Gefahr eines Schneesturmes zog drohend vor uns auf.

Wir hatten gerade die Frage erwogen, ob wir nicht besser thäten, der Nacht an dieser Stelle zu trotzen, obwohl uns Decken und Brennmaterial fehlten, und den Rest der Besteigung auf den folgenden Tag zu verlegen, denn wir waren Beide stark mitgenommen. Schon mehr als siebzehn Stunden hatte die Wanderung gewährt, und seit dem frühen Morgen des vergangenen Tages, seit dreissig Stunden, war ich in ununterbrochener Thätigkeit, dazu so kümmerlich ernährt! Zum Ruhme Jiliberte's muss ich es sagen, dass er den entschlossenen Muth gefunden hatte, auszuharren und mit mir eine Nacht zu erwarten die sehr leicht für uns Beide eine ewige werden konnte.

Da kam die "tormenta", der Schneesturm, und setzte aller Discussion ein Ende. Denn dieses Unwetter in der Höhe liess nur die Wahl zwischen sicherem Untergang durch Verbleiben oder möglicher Rettung durch Umkehr. Lag nicht unten im Penitentethal bereits ein Skelett? Sollten 2 500 m darüber zwei neue Skelette die Stelle markiren, an welcher der Kampf zwischen dem Menschen und der unbelebten Natur zu Gunsten dieser

entschieden wurde? An der Gipfelwand des Aconcagua hatte die Hand des Sturmes unser Mene tekel hingezeichnet, das Reich unserer Hoffnung sollte nicht länger bestehen, wir waren zu leicht befunden worden! Von der Nothwendigkeit gebeugt, beschlossen wir die Umkehr und flohen vor einer Gefahr, die der Verzug rüstete . . ."

BESTEIGUNG DES ACONCAGUA (7.035 m) Ausgangspunkt: Río Colorado - Chile

Vom 31. Januar bis zum 19. Februar 1978.

Teilnehmer:

KARL HEILIG und ALFRED SPEIER, Mitglieder des Deutschen Alpenvereins, Sektion PIRMASENS.

CHRISTIAN RASMUSSEN und Ehefrau, Club Andino Valparaíso.

KURT CLAUSSEN und Ehefrau, Deutscher Ausflugverein Valparaiso.

Bis zum Basislager 4.400 m die beiden Arrieros Luis Villarroel Montenegro, Elisardo Urtubia und die sechsjährige Helga Claussen.

Ausser dem Himalayagebirge steht der Aconcagua als höchster Gipfel auf der Erde auf unserem Kontinent und war schon seit fast 100 Jahren Ziel verschiedener Naturforscher. Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts weilte der Berliner Professor Paul Güssfeldt studienhalber in Chile. Er bestieg mehrere Berge der Zentralkordillere und versuchte auch vergebens im Februar, und in zweites Mal im März des Jahres 1883 den Aconcagua in Begleitung zweier treuer Arrieros namens Filiberto und Vicente. Zusammen entdeckten sie den aus nördlicher Richtung kommenden Weg aus dem "Valle Hermoso" 'in das Penitentes-Tal und anschliessend den Aufstieg durch die einzige "canaleta" (Kamin), welche den Zugang zum "cordón de Penitentes" ermöglicht, an dem der Gletscher vom Cerro Cuerno herkommend, vorbeifliesst. Diesen grossen Gletscher, den Güssfeldt erstmalig kartographisch aufnahm und überschritt, hat die argentinische Regierung, in Anerkennung seiner Verdienste "Ventisquero Güssfeldt' benannt, Über Güssfeldts erste beide Besteigungsversuche bis auf etwa 6.500 m lesen wir interessante und spannende Schilderungen in seinem Werk "Reisen in den Anden

von Chile und Argetinien". (Siehe dazu auch den Andinabeitrag "Aufbruch zur Ersteigung des Aconcagua" von Paul Güssfeldt.)

Die Aconcaguabesteigung versuchten im Jahre 1897 Mitglieder des Deutschen Turnvereins Santiago zur gleichen Zeit wie die erfolgreiche Expedition des englischen Lord Fitzgerald und sein Schweizer Bergführer Mathias Zurbriggen. Zurbriggen erreichte im Alleingang am 14. Januar 1897 den Gipfel. 12 Tage vorher war er zusammen mit seinem Expeditionsleiter bis auf 6.900 m vorgestossen.

Die Mitglieder des Deutschen Turnvereins wurden durch einem starken Schneesturm 200 m unterhalb des Gipfels zurückgeschlagen. Fitzgerald benutzte einen wesentlich kürzeren Weg über Mendoza, Puente del Inca, Horconestal, wo heutzutage bei einem Tagesritt das Basislager auf 5.000 m erreichbar ist. Über die "Güssfeldt - Route" werden mindestens 5 Tage gebraucht, 2 Pässe von über 4.000 m überschritten, um dann die Maultiere auf 4.400 m zu verlassen, Anschliessend geht es mit Ausrüstung und Verpflegung für etwa 8 Tage los, um den 5.000 m hohen Felsgrat zu erreichen und dann den Gletscher zu überqueren, der unter Umständen, bei hohem Büsserschnee, zur Rückkehr zwingt. Jenseits des 6 km breiten Gletschers treffen sich beide Routen am "Portezuelo el Manso" auf 5.200 m.

Dass erst 69 Jahre nach der Erstbesteigung einer Expedition des Deutschen Ausflugverein Santiago die Besteigung über Rio Colorado gelungen ist, zeugt von den Schwierigkeiten und dem Risiko dieser Route. Bis zu unserem Unternehmen sind nur noch zwei weitere erfolgreiche Besteigungen über Rio Colorado bekannt. Auf normaler Route dagegen zählt man heute etwa 600. Ab 1934 werden verschiedene neue Routen an der stark vereisten Südflanke des Massivs von ausländischen Expeditionen erschlossen. Diese Wand fällt fast 3.000 m senkrecht vom Gipfelgrat herab und wurde dadurch eines

10

der wichtigsten Höhenkletterprobleme der der Schweiz. Diese alpine Dreier-Seilschaft Welt. Am 25. Februar 1977 gelang die Besteigung der Südwand einer chilenischen Expedition unter der Leitung von Gastón Oyarzún. Welte ebenfalls einen Ruhetag einschaft war über "Puente Inca" hochgestiegen, hat bereits sämtliche Behördengänge und die dem int verbundenen hohen Kosten hinter sie und wollte ebenfalls einen Ruhetag einschaft

Voll Begeisterung und Hoffnung ritten wir am 31. Januar 1978 ab Rio Colorado in Begleitung der Arrieros mit insgesamt 16 Tieren und überquerten nach 4 Tagen den "Paso Leiva" von 4200 m. Im "valle penitentes" schlugen wir das Basislager auf etwa 4.000 m auf. Am 5. Februar, begleitet von unseren Angehörigen erreichten wir auf Mulas den Fuss der "canaleta". Inmitten des Büsserschnees machten wir halt, verabschiedeten uns von unseren Begleitern und begannen gleich den Aufstieg. Gegen Abend betraten wir den "portezuelo del cordón penitentes" und zelteten am rand der "Laguna Helada" auf 5.000 m. Bei klarem Wetter das Abendlicht ausnützend versuchten wir die verschiedenen Eindrücke der herrlichen Bergwelt mit unseren Fotoapparaten festzuhalten. Das Aconcaguamassiv ist nur durch den Güssfeldtgletscher getrennt, welcher langsam vom Cerro Cuerno (5,200 m.) in das Vacas-Tal abfliesst. Die Überschreitung des Gletschers brachte uns keine Schwierigkeiten bis auf das Wetter, welches am Nachmittag sich verschlechterte und uns zu schnellem Handeln zwang, um noch rechtzeitig bevor der Schneesturm zunahm, das Hochlager am Rande des Gletschers aufzubauen. Der nächste Morgen zeigte die Landschaft in weiss gehüllt — wieder ein prächtiger Anblick. Gegen 9 Uhr morgens verliessen wir das Lager und stiegen mit leichterem Gepäck hinauf über den "portezuelo el manso" bis "Plantamura", das nächste Lager 5.900 m, wo ein Ruhetag eingeplant war. Die Berliner Hütte war zu unserer Ueberraschung ohne Tür und das Dach teilweise abgerissen. Auch diese wirklich gut gebaute und völlig dichte Hochgebirgshütte traf das Schicksal der meisten Hochgebirgsunterkünfte: jemand lässt in der Eile, oder von der Höhenkrankheit betroffen, beim Verlassen des Lagers die Hüttentür offen, und den Rest besorgt der Orkan. Der Schnee, der sich drinnen ansammelt, wird zu steinhartem Eis, so dass diese wichtigen, ja lebenswichtigen Unterkünfte abgeschrieben werden müssen. Es muss ein System gefunden werden um in Zukunft diese Schäden zu vermeiden. Neben der Berliner Hütte konnten wir zum Glück in einer kleineren Hütte. dem "refugio Plantamura", Platz einnehmen, denn unsere Zelt hatten wir nicht mehr bei uns und hätten im gegebenen Fall wieder absteigen müssen. Der eingeschaltete Ruhetag brachte uns Besuch aus Deutschland und

100

er Schweiz. Diese alpine Dreier-Seilschaft war über "Puente Inca" hochgestiegen, hatte bereits sämtliche Behördengänge und die damit verbundenen hohen Kosten hinter sich und wollte ebenfalls einen Ruhetag einschalten. Später erfuhren wir, dass sie durch Höhenanpassungsschwierigkeiten zurückkehren mussten. Durch den Sauerstoffmangel waren wir alle betroffen und etwas apathisch. Mit Christian stieg ich noch einige Meter weiter, um den Weg für den nächsten Morgen auszukundschaften, da wir den Aufbruch auf 3 Uhr morgens festgelegt hatten.

Um 1 Uhr wurde es schon unruhig im Lager. Schneeschmelzen und Frühstück brauchten ganze 2 Stunden. Es war stockdunkel, als wir mit unseren Taschenlampen die Spur suchend, langsam rechts vom Felsgrat höher stiegen. Bald bog der Weg nach Norden über den Grat ein, wo er teilweise vom Schnee bedeckt und in der Finsternis schwer zu finden war. Das Morgengrauen und der Sonnenaufgang auf dieser Höhe zeigt ein Lichtspiel der Natur, welches nicht mit Worten zu beschreiben ist. Bekannt ist der Schatten, den der Aconcagua nach Westen wirft und die ganze Skala der Farbtöne in die Täler wirft.

Die nächste Hütte auf 6.200 m war auch sehr beschädigt und teils mit Schnee gefüllt. Hier machten wir Rast, um uns von den ersten Sonnenstrahlen bescheinen zu lassen, da die starke Kälte eine Ruhepause vorher nicht erlaubte. Wieder erreichten wird den Grat und schauten direkt auf die grosse Schutthalde. Bei der Ueberquerung mussten wir die Steigeisen anschnallen, und bald waren wir am Fusse der "End-canaleta", die zum Gipfelgrat führt. Bewegliches Geröll, Sauerstoffmangel, Müdigkeit und Wassermangel - die gewonnene Flüssigkeit in unseren Feldflaschen war zu Eis gefroren und musste abgeschrieben werden - zwangen uns, sämtlichen Schwierigkeiten entgegenzutreten und nicht aufzugeben. Auf solch einem Geröll und unter den gegebenen Umständen ist ein Auseinandergehen der Gruppe verständlich oder alle müssten umkehren. Alfred hatte keine Steigeisen und nur mit Eispickel ausgerüstet, waren für ihn die hartgefrorenen Schneefelder sehr kräfteraubend, Karl gelangte bis ein paar Meter unterhalb des Gipfels, verlor seine Brille und kehrte zu mir zum Gipfelgrat zurück, wo wir auf die anderen beiden Kameraden warteten, die etwa 50 Meter unterhalb ausruhten und wo ich ihm meine Gletscherbrille gab. Karl wollte plötzlich unbedingt Alfred etwas mitteilen und stieg ab mit der Absicht, wieder zu mir zurückzukehren. Er hatte aber Sehschwierigkeiten, Doppelsicht. Jetzt war-

tete ich, an einen Felsen gelehnt und von der Sonne etwas durchwärmt, auf meine Gefährten und muss über einige Minuten eingeschlafen sein, da ich plötzlich unter mir alle Drei sitzend sah und auf mein Rufen keine Antwort erhielt. Was sollte ich nun tun? Der Gipfel war so nahe und das Gestein gut zum Klettern. Kein Geröll mehr unter den Füssen, Wetter gut, wenn auch windig und kalt, aber klar und der Blick öffnete sich nach Süden und Osten. Ich stand bereits auf der Höhe des Südgipfels und konnte den oberen Teil der gefürchteten Südwand betrachten. Zum gelingen der Expedition ging ich weiter stand nach etwa 34 Stunden um 15 Uhr des 9. Februar auf dem Gipfel und fand hier zu meiner Ueberraschung Dokumente über unsere Vorgänger, die Polizei aus Mendoza, die am 28. Januar 78 über Puente del Inca hinaufgestiegen war und vom Gipfel mit einem Hubschrauber der Militärs direkt nach Mendoza abgeflogen wurde. Sie hinterliessen auch Werbeplakate für die Fussballweltmeisterschaft 78 in Argentinien.

Die Einsamkeit und gleichzeitig Sorge um meine Gefährten liessen mir keine Ruhe, und bald befand ich mich auf dem Abstieg. Meine Bergkameraden stiegen auch ab. Christian hatte Mühe mit den Pirmasensern, die dieser Höhe nicht gewachsen waren und musste sie öfters zum Absteigen ermutigen. Ich selbst war sehr besorgt um meine Augen und wollte so bald wie möglich absteigen, um in Plantamura den so ersehnten warmen Tee für unser Lager vorzubereiten. Hätten wir bloss Thermos statt Feldflaschen mitgebracht!

Wie in den meisten Expeditionen auf grossen Höhen geschehen Dinge, die einem später unerklärlich bleiben. Der Sauerstoffmangel im Gehirn ist die Ursache des Verhaltens der Bergsteiger und ist neben Wettersturz die Hauptursache der Bergunglücke. Auf dem Bergsteigerfriedhof in Puente del Inca liegen an die 80 Personen begraben, darunter das Ehepaar Link und Helmuth Reising, ehemaliges Mitglied des DAV Valparaiso der Anfang 1933 verunglückte.

Alfred und Christian erreichten gegen 10 Uhr nachts das Refugio Perón auf 6.200 m Karl ist nicht unter ihnen. Ich war noch bei Tageslicht unterhalb der Perón-Hütte und fand nicht den Uebergang nach "Plantamura". Nachdem ich lange unsere eigene Spur immer wieder nachprüfte und schon einen neuen Übergang suchte, wurde mir klar, dass bald die Dunkelheit einbrechen würde und ich daher besser zurücklaufen und mich für eine Biwaknacht im Refugio Perón vorbereiten sollte.

1 100

Als die anderen noch immer nicht erschienen, nahm ich an, dass sie direkt nach Plantamura auf der grossen Geröllhalde abgestiegen wären. Als ich dann kurz vor 10 Uhr nachts rufe hörte, leuchtete ich mit der Taschenlampe durch das fehlende Dach der Biwakschachtel, damit meine Kameraden das Lager anpeilen könnten. Jetzt merkten wir, dass Karl irgendwo unterwegs vor Müdigkeit eingeschlafen sein musste. Mit Alfred stieg ich zurück auf den Grat und schoss einige Leuchtraketen ab. Karl wird durch das starke Licht aufmerksam und reagiert, indem er eine kleine Taschenlampe aufleuchten lässt. Wir atmen auf und gehen ihm entgegen. Zu zweit müssen wir ihm zum Hilfslager helfen. Die Nacht verbrachten wir den Umständen entsprechend.

Dazu kam, dass der Wind die angelehnte Tür umwarf, welche zwei Mal Christian traf. Alfred und Karl lagen in Biwakhüllen an den vereisten Wänden, wir beide in der Mitte nur mit unseren Daunenanzügen ausgerüstet. Temperatur etwa - 30°C.

Bei anbrechendem Tageslicht fanden wir gleich den Abstieg bis Plantamura. Unsere Nachbarn, die Dreier-Seilschaft, hatten mittlerweile die Besteigung aufgegeben und waren beim Aufbrechen. Sie waren mit einer Differenz von 24 Stunden nach uns losgegangen, verloren öfters den Weg, und durch Kälte und Höhenanpassungsschwierigkeiten wollten sie nicht länger in Plantamura verweilen. Wir verbrachten den restlichen Tag teils ausruhend in der Hütte, teils ausserhalb, meditierend.

Die Ueberquerung des Gletschers war schwieriger als beim Aufstieg, da die Penitentes grösser geworden waren. Wie planmässig vereinbart, warteten die Arrieros und unsere Angehörigen am Fusse der "Canaleta" auf uns. Es gab viele Freudentränen und gleich musste einiges erzählt werden. Bei eisiger Kälte ritten wir dann alle zum Lager zurück.

Trotz dreifacher Bergschuhe hatte Alfred sich schlimme Zehenerfrierungen geholt, und wir waren ratlos, wie wir ihm helfen sollten. Die Zehen wurden blau und schwollen an, und so berieten wir, wie wir am schnellsten zur Zivilisation zurückreiten könnten.

Nun hatten wir das grosse Glück, am "paso Leiva" eine chilenische Militärpatroulle anzutreffen, vier junge Soldaten und zwei Offiziere. Unter den Soldaten war ein Sanitäter, der sich anbot, Alfred zu "operieren". Er schnitt mit einer Rasierklinge tief in die Zehenkuppen und melkte so lange, bis frisches Blut erschien und etwas Gefühl aufkam. Helga guckte begeistert zu und

musste dolmetschen. An jedem Fuss dauerte die Behandlung über zwei Stunden. Dann musste Alfred viel laufen, damit die Durchblutung der Füsse angeregt wurde.

Später erfuhren wir, dass Alfred durch diese Methode seine Zehen gerettet hatte.

Für den Rückritt wählten wir die Route "Paso Pedro y Pablo" und Quebrada Aliste, wo wir bei einem Schäfer ein Schaf kauften. Schon am nächsten Morgen gab es zum Frühstück gebratene Leber, Nieren und Herz, so gut hat es uns selten geschmeckt.

Von da aus erreichten wir in zwei Tagen Rio Colorado, unseren Ausgangspunkt.

Kurt Claussen

LA ASCENSION AL MONTE ACONCAGUA

(7 035) metros por la ruta de Río Colorado (Chile)

EXPEDICION REALIZADA ENTRE LOS DIAS 31 DE ENERO Y 19 DE FEBRERO DE 1978

Integrantes: Srs.: Karl H e i I i g(Pirmasens.

Alemania Federal)

Alfred S p e i e r (Pirmasens,

Alemania Federal)

Kurt Claussen (Viña del Mar, Chile, Profesor de la U. de Chile Valpo, y del Colegio Aleman)

Christian Rasmussen (Viña del Mar, Prof. de la Universidad de Chile, Valparaiso)

Sras.: Rosmarie de Claus. s e n (hasta campamento base, 4400 m)

Inés Villegas de Rasmus. sen (4400m)

Helga Claussen (6 años 4400m)

Arrieros:

Luis Villarroel M. (Riecillo, Chile)

Elisardo Urtubia U. (Río Colorado, Chile)

"En Montañas de la Altura del Aconcagua, se suman a las dificultades normales otras extrañas, provocadas por la falta de oxígeno, y las inclemencias del tiempo como ser: frío extremo, vientos huracanados. Con tales sufrimientos y privaciones, ninguna fuerza humana es capaz de alcanzar la cumbre. Si al ascender el Aconcagua no brilla la buena estrella, nunca se llegará a la meta". Febrero de 1883.

Asi decia Paul Güssfeldt, el primer andinista quien se atrevió a acercarse y explorar un acceso a la montaña mal alta de Occi-

del Aconcagua. Su espíritu y su tesón lo llevaron a dominar al gigante hasta los 6500 Sin embargo, pese a sus esfuerzos no brilló para él la buena estrella y nunca logró coronar su cima. Mas adelante, el 14 de Enero de 1897, un guía suizo, Matthias Zurbriggen, cumplía la hazaña. El Aconcagua había sido vencido por primera vez. La ruta seguida por esta expedición vencedora difería fundamentalmente de la tomada por Güssfeldt. Mientras la de Zurbriggen, cuyo origen estaba en Puente del Inca, Argentina, permitia llegar a los pies del gigante en un día de marcha en mula, la de Güssfeldt, cuyo origen estaba en territorio chileno, ocupaba en condiciones ideales, a lo menos 5 días para llegar a la base de la montaña. En su trayecto, el cual se adentra lentamente en la Cordillera, había que sortear un dificil paso fronterizo (Paso de Leiva, 4200 m) en mulas había que trepar a pie y con equipo una fatigosa canaleta para sortear un cordón rocoso de 5000 m (cordón de Penitentes) y luego cruzar un ventisquero de cuyo estado depende el éxito o el fracaso de su travesía, para solo entonces alcanzar la base del cerro. Esta larga y fatigosa ruta fue utilizada nuevamente, sólo en el año 1952, por una expedición del Club Alemán de Excursionismo de Santiago, la que, partiendo de Río Colorado, Chile, logró éxito alcanzando la cumbre de 7035 m transformándose así en la primera que lo hacía por esta ruta en la historia del Aconcagua. Mas tarde vinieron otras. Pero hasta 1978 sólo dos de ellas lograron coronar la Cumbre de América. Esta ruta que se abre como una aventura sin igual, fue la dente. Su nombre inicia la gran aventura que elegimos para intentar dominar al gigante de los Andes, por cuarta vez en su historia.

---/--/--/--/---

Plenos de fé y optimismo y acompañados por nuestras esposas, iniciamos la aventura el Marte 31 de Enero de 1978 en Río Colorado, ubicado a 20 kms. de los Andes en el Camino Internacional y a 1250 m. Llevábamos en total 16 mulas con equipo y comida necesarios para 20 días de cordillera, y guiados por dos arrieros chilenos, comenzamos a adentrarnos lentamente en la Cordillera. Después de cuatro días de intensa marcha durante los cuales pasamos por lugares y parajes de hermosura inolvidable, verdaderos "paraísos perdidos", y sorteamos con éxito el Paso de Leiva en la frontera chileno-argentina, nos establecimos en el Valle de Penitentes, instalando nuestro campamento base a 4000 m. Desde este campamento teníamos a la vista al Gigante, su base todavía cubierta por el cordón rocoso llamado Penitentes, y separado de él por el ventisquero Güssfeldt de 6 kms, de ancho y su ladera Norte, visible desde los 5500 m hasta sus dos cumbres: la sur de 7000 m y la Norte de 7035 m, nuestra meta.

Confiando en que brillaría "la buena estrella" para nosotros, iniciamos la ascensión el domingo 5 de Febrero, Nuestras esposas quedaban esperando nuestro regreso, confiando en que nos acompañaría la buena suerte. Con equipo de alta montaña necesario para una ascensión estimada en 10 días comenzamos a ascender la fatigosa canaleta que nos llevaría al borde superior del Cordón Penitentes (5000m). Afortunadamente para nosotros encontramos buen terreno, por lo cual pudimos instalar, después de 2 hrs. 30 min. de ascensión, nuestro primer campamento de altura a 5000 m, ubicado al borde norte del ventisquero Güssfeldt y al costado de una laguna de hielo. Siguiendo el itinerario, cruzamos al día siguiente el ventisquero Güssfeldt, el que para nuestra felicidad estaba en buen estado, sin encontrar los penitentes demaciado crecidos u otro tipo de obstáculos insalvables en el cruce. En su borde sur instalamos, a 5500 m, el segundo campamento. Dsepués de una noche en la que tuvimos una corta pero violenta tempestad de nieve y viento, iniciamos con una mañana brillante de luz y color la ascensión. Nuestro objetivo era entonces el refugio Plantamura, pequeña cabaña instalada a 5900 m de altura, y desde el cual intentaríamos conquistar la cumbre en una jornada. La altura se hacía sentir en forma apreciable. No obstante los 15 a 20° bajo cero reinantes, fue un alivio encontrarnos en la seguridad de la cabaña. El día siguiente, Miércoles 8 de Febrero, lo dedicamos al descanso. Debiamos reponernos y prepararnos física y animicamente para el gran asalto a la cumbre. Frente a nosotros y en la distancia se destaca el Mercedario (6.800 m), otro de los gigantes de la Cordillera. Y alli bajo nuestros pies, el ventisquero Güssfeldt y el Valle Penitentes, que lejos estaban. Hacia el este se dominan con un golpe de vista gran parte de la pampa argentina. Hacia el sur teníamos frente a nosotros la mole del Aconcagua, con sus faldeos y picachos de dimensiones fantásticas parcialmente nevadas, y por sobre ellos, sobresaliendo y confundiéndose con el cielo, la cumbre. Hacia el oeste se observan sin dificultad los innumerables cordones de cerros de la cordillera que descienden hacia el valle Central de Chile. Más allá, y por detrás de la Cordillera de la Costa con sus cerros característicos, (Campana, Roble, Vizcachas, etc.) se vislumbran las brumas y el resplandor del Océano Pacífico.

Ese mismo día recibimos la visita de la expedición formada por un guía suizo y dos escaladores alemanes quienes venían desde Puente de Inca. Posteriormente tuvieron que desistir en el asalto a la cumbre, ya que dos de ellos fueron víctimas del mal de altura. Alrededor de las 4 de la tarde ya estábamos en los sacos de dormir preparando una breve comida y haciendo "agua de nieve" para el día siguiente. Nuestro propósito era emprender la marcha a las 3 de la madrugada y alcanzar la cumbre alrededor de las 3 de la tarde del mismo día.

Jueves 9 de Febrero: día cero. A la una de la madrugada comenzamos a vestir el equipo y preparar desayuno, para iniciar a las 3 de la madrugada nuestra última etapa de la ascensión. Alrededor de las 7.30 de la mañana arribamos al refugio Perón, pequeña cabaña ubicada a 6.400 m y que en la actualidad se encuentra desmantelada, faltándole parte de la techumbre y la puerta. Alli pudimos observar un fenómeno fantástico, la salida del sol. Hacia el este, confundiéndose con el horizonte de la pampa argentina, apareció por un breve instante una cortina multicolor de arco-iris, variando su tonalidad del blanco intenso hasta el violeta profundo que se confundia con la bóveda celeste todavía oscura. De pronto, y en medio de esa cortina de luz, apareció el sol un sol intensamente brillante y de un tamaño muy superior al normal, que como un haz de linterna, comenzaba a iluminar los territorios bajo nuestros pies. En medio de una explosión de luz, se veía un cono gigantesco de obscuridad, que es la sombra del Aconcagua sobre territorio chileno.

Todavía nos faltaban alrededor de 700 m

que a esa altura significa un esfuerzo sobrehumano. Pronto entramos al gran acarreo, enorme ladera noroeste del cerro en la cual se pierde toda noción de tamaño y distancia. Por un terreno realmente endiablado de piedra suelta y con una inclinación de más de 45° nos fuimos elevando lentamente hacia el cielo. Cada tres o cuatro pasos había que detenerse para tomar aliento y recuperar la fuerza que nos quedaba. Ya habíamos perdido la noción del tiempo y de la distancia. Finalmente, en un esfuerzo supremo pudimos ver que sobre nosotros sólo estaba el cielo azul. Eran las tres de la tarde de ese Jueves 9 de Febrero de 1978. Estabamos en la cumbre de América. La cumbre misma está formada por una pequeña meseta levemente inclinada hacia el sur y el este de unos 100 m de largo. Con un sólo golpe de vista pudimos ver hasta el infinito, una raya imperceptible, en la que el Continente se confunde con el cielo. Allá en la lejanía podíamos ver el Valle de Penitentes y parte de la ruta de ascensión. Hacia el sur teníamos a la vista la impresionante pared sur del Aconcagua, paredón vertical que, cubierto de hielo, cae desde el filo cimero 3000 m. a plomo hacia el valle. Pronto iniciamos el descenso. Teniamos todavia por delante una du-A las 21 hrs, estábamos recien ra tarea. entrando al gran acarreo. Todo bajo nuestros pies estaba ya sumergido en la oscuridad de la noche y sin embargo, en el sitio en que nos encontrábamos aún había sol. Nos hallábamos entonces, por la altura, en una verdadera isla de luz rodeada de un pozo de oscuridad. Pronto, como por arte de magia, se cubrió toda la atmósfera de finos cristalitos de hielo que nos envolvieron como un encaje tridimensional y que, flotando

suavemente en el aire enrarecido, brillaban con los colores del sol poniente. Siguiendo al mismo ritmo logramos atravesar el gran accarreo y llegar a eso de las 22 hrs. y en medio de la oscuridad (había luna nueva) al desmantelado refugio Perón. Allí no teníamos ni alimentos ni abrigo, pero seguir el descenso en medio de esa oscuridad habría sido un suicidio. Así es que decidimos pasar la noche alli. Fue una noche triste. Agotados como estábamos, sin comida, sin líquido y sin más abrigo que el puesto, tratamos de conciliar el sueño, lográndolo solo parcialmente. Un termómetro que teníamos, marcaba 15° bajo cero en los bolsillos del acolchado de plumas de uno de los compañeros alemanes, lo que hacía suponer una temperatura ambiente de unos 30° bajo cero.

Después de un duro descenso en el que se hacía sentir el cansancio y la falta de alimentos en las últimas 30 hrs., arribamos al mediodía del Viernes 10 de Febrero al Refugio Plantamura, verdadero oasis de seguridad y alivio en aquellos parajes agresivos. En él recuperamos fuerzas y con adiós de agradecimiento iniciamos el Sábado 11 el descenso final hacía el ventisquero Güssfeldt. El Domingo 12 y después de 8 días de lucha dimos las espaldas al gigantesco vencido, y comenzamos a descender la canaleta que nos llevaría nuevamente al Valle de Penitentes.

Llantos, risas, abrazos y emoción, así puede resumirse el fin de esta aventura fantástica. Sin duda alguna que había brillado para nosotros "la buena estrella" y ella nos había permitido realizar una hazaña de verdad grande.

Christian Rasmussen

ACONCAGUA 1977: als Sechszehnjaehriger auf siebentausend Meter.

Kurz vor Puente del Inca, inmitten Anden, führt ein holpriger Kordillerenweg von der internationalen Strasse zur naheliegenden Laguna Horcones. In ihr spiegelt sich der dahinter auftürmende Aconcagua. ein lohnender Eindruck, den jeder Reisende unbedingt mitnehmen sollte, der Strecke passiert. An ihrem Ufer erklärte ich vor zwei Jahren, während einer Reise nach Mendoza, meinem Sohn Uwe meine Erinnerungen an die 1968 erfolgte Besteigung des fast Siebentausenders. Nach einer kurzen Bedenkzeit fiel seine entschlossene Bemerkung: "Da will ich auch mal hinauf!" Zwar musste ich im ersten Augenblick schmunzeln - er war damals erst vierzehn aber er hatte mich ja schon einmal über-Als noch nicht Sechsjähriger äusrascht: serte er damals seinen Wunsch unsere "Campana" zu beseitigen was er tatsächlich an einem Sonntag schaffte, trotz der 1.500 Meter Höhenunterschied von Granizo bis zum Gipfel - und dann wieder zurück. Deshalb vertröstete ich ihn einstweilen mit einem "Mal sehen . . ."

Die Gelegenheit dem Andenriesen einen Besuch abzustatten, ergab sich dennoch recht bald: Im Januar 1977 wollte eine Gruppe Schweizer aus dem Tessin den Aconcagua besteigen, und dank unseres gemeinsamen Freundes Abel Balda, Oberst bei den argentinischen Bergtruppen, konnten wir uns ihnen anschliessen. Vorerst liessen wir uns gründlich ärztlich untersuchen, mussten etliche Proben bei den argentinischen Behörden ablegen und bestiegen zum Training schnell vorher noch den fast 5 tausend Meter hohen Santa Elena. Leider hatten wir drei Wochen lang so schlechtes Wetter am Berg, dass wir an einem der Versuche bloss bis auf sechstausend Meter Höhe kamen, bei starkem Schneesturm und Temperaturen bis -30°. Von den zehn Schweizern gelangten schliesslich nur vier auf den Gipfel. Wir kehrten unverrichteter Dinge wieder heim, da aber Uwe unbedingt der jüngste Aconcaguabesteiger werden wollte, entschlossen wir uns dafür, nach einem Monat wieder zurückzukehren. Einer der Tessiner, der ihn auch unbedingt schaffen wollte, reiste daraufhin nicht nach der Schweiz zurück, sondern kam mit uns nach Valparaiso.

Ende Februar rückten wir dann wieder nach Puente del Inca, mussten zum Beweis unserer Fitheit jeder drei Runden um den Kasernenhof rennen — auf fast dreitausend Meter eine Feuerprobe- und durften dann wieder an den Berg heran. Am 1. März um 16 Uhr umarmten wir inmitten eines leichten Schneegestöbers auf dem Gipfel des höchsten Berges unseres Kontinentes: Uwe befriedigte seinen Ehrgeiz, mit 16 Jahren der bisher jüngste Aconcaguabesteiger geworden zu sein, unser Schweizer Freund sah seine Erwartung gekrönt, und ich erlebte meine glücklichste Bergsteigerstunde, den Riesen zum zweiten Mal, und dazu noch zusammen mit meinem Sohn, bezwungen zu haben. Darüber berichtet Uwe:

Es war ein wirklich grosser Berg, den ich mir vorgenommen hatte, und meine Ungewissheit war gross, ob ich es wohl schaffen würde, den Aconcagua besteigen zu können. Unsere Gruppe bestand aus einem Schweizer, Renato Corell, meinem Vater Heinz und mir. In Puente del Inca mieteten wir Maultiere, um dieses Mal die 40 Km bis zum Standlager in Plaza de Mulas hinaufzureiten. Im Januar hatten wir die Strecke zu Fuss zurückgelegt. Der Ritt wirkte anfangs so langueilig, dass ich mich schon fragte, ob wir nur einen Ausflug machten oder dabei waren, einen 7tausender zu besteigen. Doch meine Bedenken waren bald erlöscht: durch ein Nebental erblickte ich die 3tausend Meter steil abfallende, wunderschöne Südwand des Aconcaguas. Aber zurück zu unserer "Mulatour": Am Nachmittag gelangten wir bis zur Hütte in Plaza de Mulas (etwa 4.200 m) wo wir von zwei argentinischen Soldaten freundlichst empfangen wurden. Der Aufenthalt dort ist für den Körper sehr wichtig, weil man sich an die Höhe gewöhnen muss. Die Anpassung dauert zwei bis vier Tage, je nach der Person. Wir blieben nur zwei Tage dort, assen gut, schliefen gut aus, Produktives taten wir aber nichts (ich staunte sehr, dass mein Vater zum ersten Mal nichts dazu sagte, weil ich überhaupt nichts tat...) Am zweiten dieser Tage trafen wir eine chilenische Expedition, die gerade die Südwand des Aconcaguas besiegt hatte, um auf den Gipfel zu gelangen.

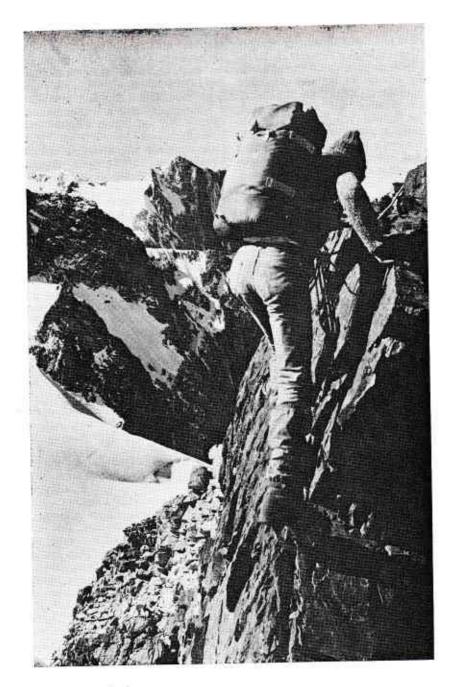
Am nächsten Tag starteten wir zur ersten

langen Steigstrecke, nämlich hinauf von 4200 m bis zu der auf 5.800 Metern gelegenen Berlin-Hütte. Unsere Rücksäcke erleichterten wir so weit wie möglich, doch trotzdem schleppte jeder an die 20 Kg mit. Deshalb liessen wir die Steigeisen zurück -leider, denn ohne sie würden wir später einige Schwierigkeiten haben. Wir brachen gegen sieben Uhr morgen auf, die Kälte war so gross, dass wir trotz Handschuhe das kalte Eisen der Pickel spütten. Dafür hatten wir den Vorteil, dass uns die Sonne nicht in den Nacken schien. Am Mittag drückten die Riemen der Rucksäcke furchtbar, ich konnte den Schmerz nur beseitigen, indem ich meinen Pullover zwischen Riemen und Schultern legte. Wegen der Höhe mussten wir alle zehn oder zwanzig Schritte eine kleine Pause einlegen. Mein Magen war verkrampft wie ein Knoten und ich verstehe heutzutage immer noch nicht, wie ich es schaffte, den ganzen Tag hindurch bis zu den Hütten gelaufen zu sein, insgesamt zehn Stunden und an die 1.500 Meter Höhenunterschied. Als wir endlich in Plantamura ankamen und die Rucksäcke auf den Boden liessen, fühlte ich mich wie ein Raumschiffahrer im Weltall: gewichtslos. Gott sei Dank hinderte mich mein Vater daran, gleich loszurennen, denn sonst hätte ich sicherlich die Puna bekommen. Den Rest des Abends ruhten wir aus, und langsam spürte ich, wie sich der Knoten meines Magens löste und ich wieder Hunger bekam. Die Zwiebel ist normalerweise nicht meine Lieblingsspeise, doch dort oben bekam ich einen Mordshunger, eine zu essen, fühlte mich tatsächlich danach auch viel besser. Trotz der herrschenden Kälte traute sich mein Vater ins Freie, um das Abendrot zu filmen, das auf dieser Höhe sehr stark war. Bevor wir uns schlafen legten, konnten wir in der Ferne die Lichter von Valparaiso und Concón sehen. In der Nacht bekam ich furchtbare Kopfschmerzen, sicherlich wegen meiner Liegeposition; deswegen empfehle ich, auf dieser Höhe lieber in einer Art Sitzposition zu schlafen. Am nächsten Tag fühlte ich mich elend, trotzdem machten wir kleine Spaziergänge, um den Körper an die Höhe zu gewöhnen und verbrachten die Zeit damit, auf unserem Propankocher Schnee zu schmelzen, um Trinkwasser zu haben. Nach dem Mittagessen fühlte ich mich schon besser, aber ohne mich ganz zu erholen. Nachts schlief ich ausgezeichnet, und wir standen dann früh um fünf Uhr auf. Früher lohnte es sich nicht, da der Mond sowieso den Pfad nicht beleuchtete. Um sechs Uhr waren wir startbereit. Diese Etappe ist die schwierigste, weil wir von 5.800 m bis auf die fast 7tausend des Gipfels steigen mussten. Kurz vor Sonnenaufgang filmten wir den Schattenkegel des Aconcaguas, der über die Zentralzone hinweg bis weit in den Pazifik hinüberreichte. Gegen 9 kamen wir an der Hütte "Independencia" an, eigentlich eine kleine Notbehelfshütte, die sich aber zur Zeit in sehr schlechtem Zustand befand. Wir frühstückten und stiegen weiter hinauf über den oberen Teil des "Gran Acarreo", eine riesige Schutthalde, die an die 3 bis 4 Km. lang ist. Hier mussten wir über ein ziemlich breites Firnfeld, das wir ohne Steigeisen sehr schwer überquerten, doch zum Glück fanden wir frühere Spuren, die wir mit unserem Pickel vergrösserten. Endlich standen wir dann am Einstieg in die sogennante "Garganta", eine 200 bis 300 Meter lange, sehr gefürchtete Rinne, wo manche Expedition scheiterte, da dieser Teil der anstregendste ist. Es gibt in diesem Gang keinen Pfand, nur lose Steinbrocken, das Gelände ist steil und unregelmässig, es ist unmöglich, einen gleichmässigen Schritt einzuhalten. Die Luft ist dazu so dünn, dass man alle drei Schritte eine Pause machen muss. Für die letzten 50 Meter dieser Rinne benötigten wir eine volle Stunde, so anstrengend war es! Als wir endlich die Scheide erreichten, die Nordund Südgipfel verbindet, sahen wir die vor uns fast senkrecht abgleitende Südwand. Wir ruhten einen Augenblick hier aus und assen auch etwas liefen aber bald weiter, weil sich langsam Schlechtwetter bildete und es leicht zu schneien anfing.

Die letzten Meter hatten wir bald hinter uns, und als wir endlich auf die Spitze gelangten, wunderte ich mich, dass der Gipfel so gross sein könnte. Ich hatte mir immer vorgestellt, auf dem Gipfel könnten höchstens ein paar Personen stehen, aber nun sah ich, dass sogar ein Hubschrauber genügend Landeplatz hätte -- was auch einige Monate später geschah! Nachdem wir uns gegenseitig beglückwünschten und umarmten, trugen wir uns im Gipfelbuch ein und hinterliessen einen Wimpel des DAV. Endlich hatten wir es geschafft: Wir standen auf dem höchsten Berg Amerikas! Man könnte glauben, dass ich in diesem Augenblick sehr gerührt gewesen wäre, doch erst später, zurück in Chile, merkte ich richtig, was ich geschafft hatte.

Die Abstieg wurde schwierig, denn unsere Beine waren durch die Anstrengung wackelig geworden. Es wurde bald dunkel und wir fanden den Pfad nur schwer wieder, doch dank einer Taschenlampe Renatos kamen wir heil gegen 10 Uhr zur Berlin-Hütte zurück. Das Schlimmste (oder das Beste?) hatten wir hinter uns, und ich konnte mich freuen, auf dem höchsten Berg unseres Kontinentes gewesen zu sein.

Uwe Koch



"GIPFEL PUNTA ITALIA (4960)"

HOCHGEBIRGSAKTIVITAETEN DES DAV SANTIAGO 1977-1978

12.75.	Co. San Augusto Alto Laguna Cristales Lagunitas de los Cristales (Erstbesteigung)	3650 m	E. Schneider, F. Oestemer
12.75.		3700 m	E. Schneider, F. Oestemer
12.75.		3500 m	E. Schneider, F. Oestemer
10.76.	Chacaya	3000 m	E. und J. SchneiderG. Casassa u.a.A, Izquierdo u.a.E. Schneider u.a.
8.12.76.	Leonera	5050 m	
13.12.76.	San Francisco (Südwand)	4940 m	
13.12.76.	Co. Cortaderas	5220 m	

Bestelgungen 1977,

bestelguigen 1911,			
1. 1.77.	La Parva	3800 m	W. Förster u.a.
7. 1.77.	Plomo	5450 m	E. Zachlehner, G. Casassa
17. 1. 7 7.	Sierra Nevada (Prov. Cautín)	2550 m	H. Badura, R. Helm
2,77.	Chacaya	3000 m	W. Förster u.a.
2.77.	Morado	5060 m	A. Izquierdo, G. Casassa
2.77.	Torre Catedral Bariloche	2402 m	A. Izquierdo u.a.
	(Argentinien)		
10. 2.77.	Punta Italia	4960 m	E. Zachlehner, G. Casassa
14. 2.77.	Cuerno (Argentinien)	5520 m	A. Izquierdo u.a.
22, 2.77.		6950 m	A. Izquierdo u.a.
2. 3.77.	Co. Altar	5200 m	A. Izquierdo alleine
20. 3.77	Co. Gloria	4685 m	A. Izquierdo, R. Schmidt,
			F. Montero
9. 8. 7 7.	Vn. Licancabur	5930 m	E. Zachlehner, G. Casassa
			A. Heise u.a.
9.77.	Cerro Sam (Perú)	5860 m	A. Izquierdo u.a.
19. 9.77.	Josesito	3300 m	E. und J. Schneider
12.10.77.	Caquisito	2000 m	F. Montero, R. Schmidt.
			R. Waetjen, W. Förster
3.11.77.	Volcán Parinacota	6300 m	G. Casassa, R. Waetjen mit
		3000	zwei Offizieren des Herres
			and othercial des richts

Besteigungen 1978.

28. 8.78. Cortaderas

peacet unfolt 1010.				
11.	1.78.	Punta Italia	4960 m	A. Izquierdo, allein
26.	1.78.	Aleta de Tiburón	2000 m	G. Casassa u.a.
		(Paine Gebiet)		
	1.78.	Volcán Lanín	3700 m	A. Izquierdo, allein
21.	1.78.	Volcán Tinguiririca	4300 m	F. Oestemer, W. Förster, u.a.
	1.78.	Aguja Frey (Bariloche,	-2140 m	A. Izquierdo u.a.
		Argentinien)		•
2.	2.78.	Trono Blanco (Paine Gebiet)	2700 m	G. Casassa u.a.
	2.78.	Campanella Eslovene	2380 m	A. Izquierdo u.a.
		(Argentinien)		•
	2.78.	Torre principal Catedral	2402 m	A, Izquierdo u.a.
		Bariloche		•
	2.78.	(Argentinien)		(Zweitbesteigung)
	2.78.	Tronador	3460 m	A. Izquierdo u.a.
20.	2.78.	Loma Larga, Punta Amarilla	5425 m	G. Casassa, allein
		u. Punta Chile des Loma		,
		Larga		

5200 m G. Casassa u.a.

19

	2.78.	Co. Plomo	5450 m	Sigrid u. Klaus Weidinger
	2.78.	Co. Rasac Cord. Huayhuash	6040 m	G. Casassa, Riesco u.a.
		(Perú)		
18.	3.78.	Puntiagudo (Lo Valdés)	4100 m	H. Badura, R. Helm, U. Kurz
12.	8.78.	La Parva	3800 m	R. Waetjen, A. Heise u.a.
13.	8.78.	Pintor	4200 m	R. Waetjen, A. Heise u.a.
	5.78.	Dientes del Diablo	4000 m	A. Izquierdo u.a.
	9.78.	Retumbadero Chico	3850 m	A. u. A. Izquierdo, G. Casassa,
				Riesco u.a.
	4.78.	Parva	3800 m	H. Badura u.a.
	7.78.	Provincia	2700 m	H. Badura

Wichtige Besteigungsversuche,

1.77.	Tupungato bis auf die (DAV Expedition ofiziell)	6000 m	E. Zachlehner, G. Schwarzhaupt, G. Casassa, A. Izquierdo u.a.
1.77.	Puntiagudo am Todos los	2190 m	A. Izquierdo u.a.
	Santos See		
7.12.77.	Morado (Süd Wand)		A. Izquierdo u.a.
9. 9.77.	Rasac (Perú) bis über 5000 m		A. Izquierdo u.a.
30. 8.78.	Yerupaja (Perú) bis über		A. Izquierdo. G. Casassa u.a.
	5000 m		

Wichtige Felsbesteigungen mit Schlosserel.

12.10.76.	Placa Gris (Lo Valdés)	A. Izquierdo u.a.
21.11.76.	Gran Placa (Lo Valdés)	A. Izquierdo u.a.
2. 4.77.	Placa Gris (Lo Valdés)	G. Casassa u.a.

Zusammengestellt von W. Förster. 20.9.78.

OMA AM BERGSEE

Der Titel war als erstes da, gleich als die Tour geplant wurde und begann mit der Frage: Sag mal, wie lange ist das her, dass Du unter freiem Himmel geschlafen hast? 70 Jahre? Antwort: 40 Jahre mag es wohl her sein, im Cajón Grande an der Laguna del Coipo. Also, so fing es an und daraus wurde die schönste Tour meines Lebens, trotzdem ich gerade ganz West-Deutschland und einen Teil von Mexico bereist hatte, also von schöner und interessanter Landschaft hätte gesättigt sein dürfen, aber dieses war chilenischer unverdorbener Urwald.

Wie kommt man hin? Die GEGEND heisst Parque Nacional de Conguillio und untersteht der CONAF. Man führt über Victoria-Curacautin - 40 km. nach Süd-Osten am Captrén-See vorbei, oder über Cunco-Melipeuco, natürlich Erdweg, aber nicht schlecht. Da ist nun eine Art kleine Hosteria, von einem sypathischen Ehepaar geführt, heissen,

wenn ich nicht irre, Oakland die Frau bereitet gutes, einfaches, nicht teures Essen. Ganz faule Leute können es sich also bequem machen, Señor Oakland ist also der Administrator von dem 50 km² grossen Gelände, er verteilt die Camping-Plätze und die Motels, die mitten im Araukarien-Urwald liegen. Mit den Motels hat es eine besondere Bewandtnis, sie sind alle rund um den Stamm einer grossen Araukarie gebaut und haben alles, was zu einem angenehmen Unterkommen nötig ist. Kocher mit 2 Flammen für Propangas, etc. Nun hat aber die Conaf weitere Bauten um Araukarien verboten: die armen Bäume kommen nämlich ganz aus dem Konzept und wissen nicht mehr, wann Sommer und Winter ist, wann sie neue Triebe etc. ansetzen sollen, wegen der widernatürlichen gleichmässigen Wärme, der sie nun ausgesetzt sind.

Die Söhne entschieden sich für einen Cam-

ping-Platz am Rande des Waldes mit Blick auf den Conguillio-See. Der See liegt zwischen dem Llaima und der Cordillera Blanca. die sich uns im Januar auch schneebedeckt zeigte: man muss sich das einmal vorstellen: blitzblauer See, dunkelgrüner Urwald gekrönt von beschneiten Gipfeln und das alles als Spiegelbild im See und den blauen Himmel dazu, der ab und zu auch malerische Wolken aufwies. Von unserm Lagerplatz sah man durch die Stämme der Nires auf den See. Die Lagerplätze waren aus dem Urwald ausgespart, jeder Platz hatte eine Feuerstelle, einen grossen Holztisch, zwei Bänke, einen Abfallkasten der täglich geleert wurde, auch wurde man taglich mit Brennholz versorgt, für 4 Plätze gibt es einen Wasserkran mit fliessendem Wasser und ein Plumsklo, Männlein und Weiblein säuberlich geschieden, überhaupt ist es so widersprüchlich es auch klingen mag, ein sauberer Urwald. Da wachsen, ausser den Araukarien, alle Arten Bäume wilde Erdbeeren gelbe Veilchen, Añañucas, Fuchsien, auch Singvögel und allerhand Getier, um dessen Erhaltung sich die jungen Angestellten der Conaf bemühten. Die jungen Forstgehilfen veranstalteten auch Touren in die Berge und Umgegend. Man kann Ruderboote mieten, wir machten eine vier-

stündige Bootsfahrt um den See an herrlichen Wasserfällen vorbei. Manche Leute kommen nur zum Angeln, schmackhafte Lachsforellen mit tiefrotem Fleisch, Es gibt auch eine grosse Gemeinschaftshütte, wo Filme und Diapositive zum Verständnis der Landschaft von den jungen Forstangestellten vorgeführt wurden, auch die Tierwelt wurde beschrieben und ihre Erhaltung den Anwesenden ans Herz gelegt, die armen Fische natürlich ausgenommen, Mein Sohn fuhr uns auch durch die imponierenden Lavafelder rund um den Llaima an dem schönen Wasserfall truful-truful vorbei bis Melipeuco. Es gibt also abgesehen vom Angeln viel Ausflugsmöglichkeiten, soll ich noch schildern, wie die Oma am Bergsee verwöhnt wurde, sie hatte einen Oberkoch und einen Hilfskoch zur Verfügung, galt als Tourist und durfte den Tisch mit Blumen schmücken und abtrocknen, geschlafen wurde herrlich weich und warm im Peugeot im Daunenschlafsack und mit einem Morgenlied aus den Federn geholt. Übrigens kostete der Zeltplatz im Januar 1978 \$ 50.— pro Tag, Obst, Eier und evtl fehlende Lebensmittel wurden in der Hosteria zu vernünftigen Preisen verkauft. Alles in allem ein unvergessliches Erlebnis!

Elena Friederichs

KENNEN SIE NIBLINTO?

(Reiseziele abseits der Panamerica na - eine Tagesreise von Santiago)

Wer Ferien im Süden Chiles macht, pflegt i.a. zumindest bis Villarrica zu fahren, weil dort die Seen beginnen. Daran ist sicherlich viel Wahres, aber man kann das "Seegefühl" schon wesentlich früher haben, nämlich bei Los Angeles also ca. 7 Autostunden von Santiago entfernt. Zwei grundverschiedene Seen liegen da ganz in der Nähe dieser Stadt, nämlich die Laguna La Laja und die Laguna Huelehueico, je nachdem, ob man es links oder rechts der Panamericana Sur versucht. Da ist zunächst einmal der Lajasee, seit 1976 Nationalpark. Eine gute Asphaltstrasse führt bis fast zum See hin (Planta Hidroeléctrica El Abanico), so dass auch der geplagte Fahrer eines Vehikels den prächtigen Blick auf die Sierra Velluda und den Vulkan Antuco voll geniessen kann ohne befürchten zu müssen, bei von der Strasse abirrendem Blick gleich in ein fürchterliches Schlagloch

zu fallen oder gegen einen Felsbrocken zu fahren. Für Campingfreunde gibt es eine reiche Auswahl: man kann entweder irgendwo am Fluss zelten oder, wie wir es taten, zwischen See und Antucovulkan in karger Lavalandschaft, geschützt von riesigen Lavabrocken. Wer ohne Zelt dorthin reist, hat am Steilufer des Sees eine ganzjährig bewirtschaftete Hütte mit Übernachtungsmöglichkeit zur Verfügung.

Südlich von Los Angeles nahe dem Dorfe Esperanza zweigt eine Erdstrasse in Richtung Mininco ab. Bereits an der Panamericana weist ein Schild auf die Hostería Huelehueico hin. Die Lagune gleichen Namens liegt ein wenig versteckt inmitten weiter Pinowälder. Wer Geld hat, geht in das kleine Hotel am See oder schlägt dort im Hotelgelände sein Zelt auf, wer das vermeiden will,

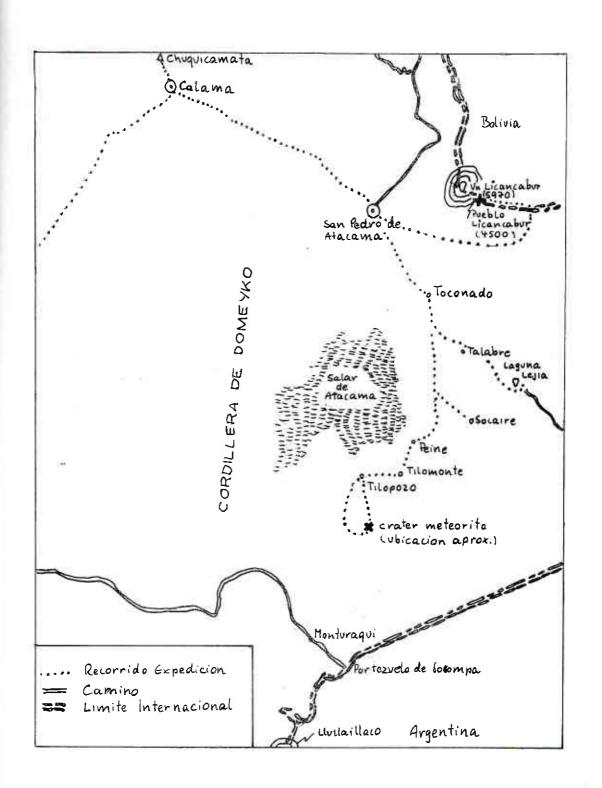
zweigt bereits vor dem Hotel nach links ab, fährt auf einem Holperpfad über eine Wiese an das Seende und kann dort wunderbar allein zelten und im wirklich warmen Wasser des Sees baden oder auch angeln. Ein Spazierweg führt um den See herum, grösstenteils durch Wald oder direkt am Ufer des Sees entlang, an dessen Strand man Achate oder, mit etwas Glück, gar noch Pfeilspitzen finden kann.

Und weil wir schon bei Seen und Lagunen sind: einer der bezauberndsten Seen, den man sich vorstellen kann, befindet sich in eben dieser Zone, nämlich nahe bei Victoria, die Laguna Malleco. Sie ist auf den meisten Chilekarten nicht verzeichnet und daher kaum besucht. Selbst in dem Hochsaisonmonat Februar zeltete ausser uns nur eine einzige Familie dort und die noch am anderen Seende, wohin man nur per Boot gelangt, welches man beim Wärter des ebenfalls neugeschaffenen Nationalparks Tolhuaca mieten kann. Die Fahrt dorthin war allerdings für uns mit Umständen verbunden, die diesem kleinen Aufsatz auch ihren Titel verliehen haben, In Collipulli versicherte man uns, dass man auf dem auch auf der Karte verzeichneten Wege zur Lagune käme. Dem trauend fuhren wir los. Als nach 2 Stunden Fahrt auf schäbigster Strasse noch immer nichts von der Lagune zu bemerken war, fragten wir in dem fast menschenleeren Gebiet einige Waldarbeiter nach der Laguna Malleco. Man stutzte, sah sich schmunzelnd an und gab fröhlich grinsend die Auskunft: "No, señor hier geht es zu den Thermen von Pemehue, aber die sind noch weit weg!"

Also alles wieder zurück, kurz vor Sonnenuntergang? Niemals! Kehrt bis zur nächsten Weggabelung. Gefragt. Malleco, Lagune? Hm, hm, vielleicht weiss der Nachbar was. Der guckte das Auto an, nickte wiegend das Haupt und meinte langsam: "Vielleicht, vielleicht, señor, schaffen Sie es. Aber der Fluss ist tief!" "Es gibt einen Weg zur Lagune?"--"Ja, ich glaube schon, fahren Sie nur zu!" Und ich fuhr. Fragte, erhielt unbestimmte Auskünfte, sich widersprechend. Es gäbe da jedenfalls am Ende des Weges Häuser, von der CONAF irgendwas. Ob's noch weit sei. No no, ganz nahe. Ich fuhr und fuhr. Ganz nahe! Der Weg wurde immer miserabler, Löcher, aus dem Boden ragende Steine, Pfützen, Schlamm. Meine Wut stieg, die meiner Frau noch mehr. "Dreh doch um!"--"Jetzt gerade nicht!" Und da schliesslich ein Fluss, eine Brücke, ein grosses Haus im Hintergrund mehrere kleine ringsum dichtester Wald auf den Bergketten. Kennen Sie Niblinto? Nicht? Nun, da ist es! Das grosse Haus ist das Gästehaus der CONAF (Corporación Nacional de Forestación), die kleinen Häuser sind für die Studenten der Ingenieria Forestal bestimmt, die dort während ihrer Feldpraxis wohnen. Ein Gästehaus mitten im chilenischen Urwald! Mit frisch bezogenen Betten, heisser Dusche, Abendessen! Don Seferino bewirtete uns, die profesores machten die Konversation. Laguna Malleco? Na klar, 2 Reitstunden von hier, aber eben Reitstunden! Per Auto ausgeschlossen. Und während wir über Pumas und andere die Wälder behausende Ungeheuer plauderten, schenkte Don Seferino fleissig Tee nach, genossen wir die Wärme des Herdfeuers aus der benachbarten Küche und erzählten, und erzählten und ... Es war eine der schönsten Irrfahrten, die wir bis dato gemacht hatten. Am nächsten Tage fuhren wir dann wirklich zur Laguna Malleco, zu der man kurz vor Victoria abbiegen muss. Die Strasse dorthin war damals im Februar 1977 grausig, aber im Ausbau begriffen.

Nur, die Lagunenfahrt wurde fortgesetzt: die ziemlich heruntergekommenen Thermen von Tolhuaca fuhren wir auf recht guter Erdstrasse nach Curacautin weiter, unterwegs herrliche Bromeliazeen und Orchideen schauend. Von dort aus zweigt etwas weiter östlich eine Erdstrasse nach Norden zur Laguna Blanca ab. Wir landeten, da man die Lagune erst sieht, wenn man hoch über ihr auf der Strasse dahinfährt, zunächst unbeabsichtigt zwischen den Zwillingsvulkanen Tolhuaca und Lonquimay in einem Lavafeld, wo auch der Weg endet. Die Landschaft dort ist von bedrückender Grossartigkeit, Einsamkeit, Stille ringsumher. Kein Dorf, kein Mensch, nichts! Wir suchten den Weg, der zur Lagune führen sollte. Erst ein Holzfäller konnte Auskunft geben, "Más atrás, caballero, allá hay un palo!" Der Wegweiser sein sollende "palo" war wirklich nur noch ein Knüppel, verwaschen und ohne leserliche Inschrift. Ich ritzte den Namen der Lagune plus Pfeil ins Holz - für die Nachkommenden! Der Weg erwies sich als nur für Panzer befahrbar, und auch die dürften etwa 50 m vor dem See in den kreuz und quer liegenden Araukarienriesen stecken bleiben, die die Stürme dort umeinander gewirbelt haben. Mitten in dieser grandiosen Landschaft die Lagune, gespeist vom Gletscher des Tolhuaca, darin ein friedliches Inselchen mit ein paar Bäumen, die in der Silhuette aussehen wie Palmen auf einer Südseeinsel. Leise einsetzender Regen vertrieb uns von dort. Weh dem, der da stecken bleibt! Aber eine Landschaft, oh Freunde, eine Landschaft!! Der Helfritz hatte schon recht: "Chile, gesegnetes Andenland!"

Horst Badura



EXPEDITION ZUM LICANCABUR

Walter Bonatti, der bekannte Bergsteiger und Journalist der Zeitschrift "Epoca", nannte es das Ende der Welt.

Erich von Däniken reiste nach Chile, um die Luftaufnahmen vom Krater für seinen Film "Recuerdos del Futuro" zu machen.

Vor einigen Jahren konnte der Luftwaffengeneral (R) Eduardo Jensen als erster die Ruinen am Krater des Licancabur von der Luft aus fotografieren. Verschiedene Bergsteiger bestätigten die Existenz dieser Ruinen. Bisher gab es aber keine Daten über die eigentlichen Ausmasse und Bedeutung der Funde.

Auf einen Hinweis von General Jensen hin begann die DAV-Hochgebirgsgruppe im Mai 1977 eine archäologische Expedition zum Licancabur vorzubereiten. Wir wollten als Erste eine genauere Untersuchung der Ruinen vornehmen. Später übernahm der General Jensen persönlich die Leitung des Unternehmens. Ausserdem wurde die Mannschaft durch den Eintritt von Oberst Pedro Rosende, (der die Führung am Berg übernahm) und den Bergsteiger Jaime Sepulveda bereichert. Ich selber wurde Expeditionsfotograf. Mit dem Beitritt dieser Personen wuchs auch die Bedeutung des Unternehmens. Aus einer Besteigung wurde schliesslich eine archäologische Erkundung der gesamten Ostseite des "Salar de Atacama". Für uns selber wurde es eine kostbare Erfahrung, die uns viele schöne Erinnerungen hinterlassen hat. Als Anhang zum Tourenbericht der Besteigung des Vulkans wird eine kleine Auslese der Expeditionsbilder wiedergegeben.

Egon Zachlehner

ASCENSION AL VOLCAN LICANCABUR

Tenemos tres días para cumplir nuestra meta andinístico-científica de llegar a la cumbre del volcán Licancabur (5.930 metros).

A medio día, los camiones del Ejército que nos transportaron, nos despiden en el portezuelo de "El Cajón" (4.600 mts).

Recién ahora podemos darnos cuenta de lo que significa estar tan lejos de toda civilización entre el cielo y la tierra en la montaña.

Somos siete los integrantes del compacto grupo y estamos preparados para resistir los duros escollos que la naturaleza enfrenta al hombre: frío, nieve, viento, falta de oxigeno y agua, sequedad del aire y un montón de soledad. Sólo son nuestra muda compañía, todas las partes del hermosísimo paisaje que nos rodea, arriba un cielo azul sin nubes y a nuestros pies las laderas cubiertas de coirón por las cuales fatigosamente avanzamos, inmensos volcanes, cubiertas sus cumbres de nieve y altisimas montañas, en algunas de las cuales, se ve ese tinte amarillento que denota la existencia de azufre en sus entrañas.

Llevamos todo el equipo necesario para llevar a feliz término una empresa como ésta, cada uno lleva sus mochilas con alimento, ropa de abrigo de alta montaña (de pluma), y entre todos repartimos tres carpas, tres anafes, bencina, brújula, material fotográfico y de primeros auxilios, altimetro y cuerdas.

Paso a paso, lentamente avanzamos ayudados por los piolets, encontrando a través del camino varios testimonios de la antigua presencia de culturas pre-colombinas, evidenciados por restos de construcciones presumiblemente incaicas, visibles en los afloramientos rocosos de las laderas del Juriques, por las cuales tenemos que atravesar para llegar al portezuelo entre éste y el Licancabur. Cerca de este último, hacemos el primer campamento, y finalmente podemos descansar luego de seis horas de marcha y así esperar el dia siguiente para reanudarlo con más energías.

La noche cae rápidamente con su inquieta tranquilidad, tres carpas y nuestros sacos de dormir nos protegen del frío nocturno. Aunque algo cansados, no podemos dormir con prontitud. En la carpa más grande nos cuesta bastante trabajo acomodarnos adecuadamente. Aunque no sentimos frío gracias a nuestro equipo de abrigo, las veces que despertamos, hemos oido el ensordecedor rumor del viento, que implacable ruge entre las alturas. En el techo de la carpa las luces de los astros que cuelgan del firmamento,

se reflejan como en el telón de un cine la pelicula, la cual es en este caso, la inmenidad del cosmos y nuestra insignificancia en el Universo.

De madrugada ya, un amanecer lleno de niz acompaña nuestro despertar, y luego del desayuno, levantamos el campamento reiniciando la ascensión. Luego de algunas horas instalamos el segundo campamento, en un lugar donde dos grandes rocas ayudarán a nuestro resguardo del viento. Desde este sitio nuestra visión es muy amplia. En la profundidad del valle descansa la salada "Laguna Verde", que se encuentra rodeada por imponentes volcanes que forman un áspero horizonte. Hacia el lado este del portezuelo se observa lejana la que parece ser desde esta altura (4.900 mts.), una antigua ciudad incaica.

Luego de comer bajamos a las ruinas. Nos detenemos primero en una construcción distanciada de la mayoría, pues por su ubicación dominante y por la perfección de su construcción (lajas, muros de más de dos metros de altura), supone mayor importancia jerárquica, y procedemos a hacer un levantamiento (con huincha y brújula). Luego recorremos las restantes construcciones. entre las cuales destaca un gigantesco canal. En los terrenos adyacentes de este canal hay numerosas construcciones de tipo habitacional, con altas paredes de piedra. En muchas partes, el suelo está salpicado con pedazos de cerámica, tomamos algunas interesantes muestras cuidando de no hacer excavaciones ni causar daño a este verdadero tesoro arqueológico.

La extensión que cubren las ruinas es muy grande y no podemos levantar todas las construcciones, entonces nos limitamos a dibujar las partes más características e importantes de un croquis y a tomar fotografías. Luego de esto, volvemos al campamento y después de hacer agua con la nieve que ya hay a esta altura, nos preparamos para el ascenso de los 1.000 metros que faltan para llegar a la cumbre.

Ya es noche nuevamente y así dormimos mientras ese lejano vaho del pasado se desliza por entre las encrucijadas del pensamiento.

Amanece, con la característica que siempre tienen los momentos de aventura en un lugar donde pasado y presente se estrechan intimamente.

A las 7:40 hrs. iniciamos el ascenso por el agotador "acarreo empinado" que da la impresión de ser interminable. A las 8:30 hrs., Egon descubre hacia la derecha nuevas construcciones que el Coronel Rosende y yo revisamos. Hay varias construcciones de gran altura (casi 2 metros), pedazos de leña y cerámica se ven en los alrededores, y nos da la impresión de que estas ruinas ni siquiera el padre Le Paige tiene conocimiento. Tomamos fotografías y seguimos la ruta.

Pasan las horas, y hacia abajo el campamento se va haciendo más y más pequeño, aunque al parecer la cumbre que observamos, sigue lejos e inalcanzable. Seguimos avanzando con más dificultad, pues el terreno se hace más escarpado y resbaladizo, mientras el altímetro parece detenido.

Más arriba, la nieve lo cubre todo y cuando finalmente llegamos a la que creíamos la cumbre, nuestra sorpresa es grande al comprobar que se trata de una cumbre falsa, y que la verdadera cumbre está a 100 mts. más arriba. Nos reunimos todos, y juntos recorremos los últimos metros llegando a la cumbre finalmente entre las 14.44 y 14.51 hrs. del día 9 de agosto de 1977. Buscamos el libro de cumbres, y luego de escribir un breve relato de la expedición, rumbo de ascensión y firmas, comenzamos a recorrer el cráter partiendo por la parte no-este. Encontramos algunas construcciones o refugios de piedra de poca altura, leña apiñada de grandes dimensiones, medimos un palo de 2,80 mts.

Al recorrer la cumbre observamos el cráter, donde una laguna congelada a unos 80 mts. de profundidad evidencia la inactividad del volcán. El anillo del cráter tiene forma de herradura, hay una depresión por donde seguramente bajaban los ríos de lava cuando el volcán entraba en erupción.

Se cuentan numerosas leyendas religiosas de los pueblos indígenas de la zona, el sacerdote o jefe espiritual subía al Licancabur en las fiestas de equinoccio, y ofrecia regalos a sus dioses, mientras el pueblo celebraba las fiestas en el pueblo, abajo.

Inicialmente sólo encontramos Fogones y pircas de escasa importancia aparente, pero más adelante hay varias construcciones mayores, entre las cuales, destaca una de gran altura ubicada en la ladera por el sur, que por su ubicación y construcción más detallada hace suponer que se trata de un santuario religioso. Este es el único lugar desde la cumbre, donde se puede ver el "pueblo de Licancabur" como denominamos entre nosotros a la ciudadela que visitamos ayer.

Hacemos croquis de los restos hallados, tomamos fotografías y medimos las dimensiones de las pircas reconociendo el terreno.

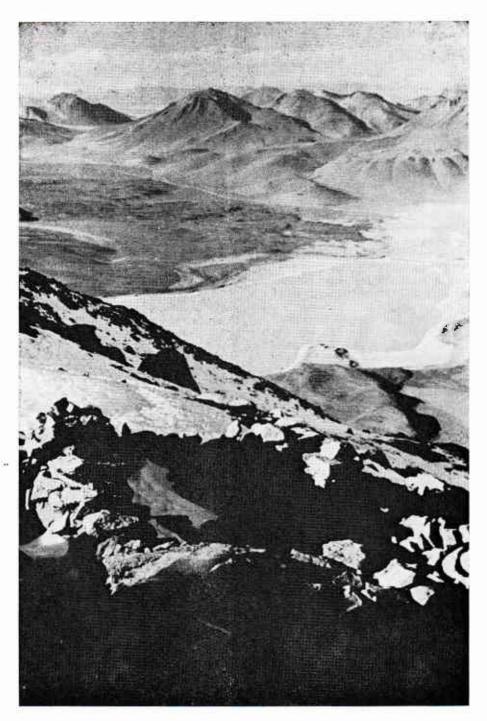
Se pueden sentir los inevitables efectos de la altura, la puna se manifiesta mientras el frio hace lo suyo.

Se puede ver hasta el infinito, el panorama parece lunar, y se tiene una extraña sen-



En la cumbre a 5070 m. de altura. A pesar de parecer una tarde soleada, corria un fuerte viento y la temperatura era de varios grados bajo cero. De izquierda a derecha: Gino, Jaime, Pedro Rosende, Ernst Albrecht y Bernardo Infante con el libre de cumbre.

Foto: Egon Zachlehner



2. Dirección NNE, En la foto la pirca más completa encontrada en la cumbre, Tamaño aprox.; 5 x 3 m. Consta de una entrada y un tabique que la separa en dos piezas. Las paredes tienen una altura aprox. de 80 cm. Al lado se encontraron los palos que posiblemente integraron el techo. Al fondo se aprecia la Laguna Verde y el Altiplano Boliviano.

Foto: Egon Zachlehner

sación que nos hace recordar que estamos en un planeta y se percibe a la tierra como perteneciente al Universo, nos sentimos pequeños aunque estamos felices por el privilegio de contemplar toda esta maravilla del Creador.

Escribir es difícil, las manos con guantes, la tinta del lápiz que se congela obliga a usar uno de grafito.

Faltando 5 minutos para las 17.00 hrs. comenzamos a descender luego de haber inspeccionado la cumbre minuciosamente. Los primeros 150 mts. de la bajada son difíciles, la que era antes nieve es ahora hielo, haciendo fácil el resbalar.

La bajada es larga, la hacemos en tres grupos, con distinta rapidez, pues algunos están más cansados que otros y todos queremos llegar pronto a descansar, al calor de nuestros sacos y al té caliente que nos espera en el campamento. Ayudados por el piolet, se puede bajar con bastante prisa en las partes de la ladera donde las piedras son más pequeñas Rápidamente la que antes era claridad, se va apagando y oscurece, haciendo difícil y peligroso nuestro descenso.

Finalmente, guiados por una luz que enciendo el primero en llegar al campamento, nos reunimos todos, y a las 20.30 horas ya estamos descansando y comiendo algo, sólo

si la puna no nos ha afectado mucho.

De una carpa a otra se hacen ofrecimientos de comida, de quienes no pueden comerla a quienes la quieran.

Luego, todos a coro iniciamos nuestra orquesta de ronquidos y sueños nocturnos, que sólo son interrumpidos por el fuertísimo viento que despierta a algunos y que completa el espectacular marco de aventura que rodea a toda esta fantástica experiencia.

El día miércoles 10 de agosto se inicia a las 6.45 hrs. con un grito de Pablo que anuncia que la Laguna Verde está congelada y con un sol que esquivo, se asoma y se oculta tras las peligrosas nubes. Luego de que levantamos campamento, comenzamos la caminata de regreso al mismo lugar de partida, pasando por el "pueblo de Licancabur" de donde obtenemos nuevas impresiones. El viento trae nieve en suspensión, fenómeno llamado "plumillar". Finalmente nos encontramos con el camión del ejército que nos espera y así regresamos todos a San Pedro de Atacama, no sin antes dar un último vistazo al majestuoso Volcán Licancabur, que ahora se despide con gloria coronado por obscuras nubes, de quienes trabajosamente lograron vencerlo.

Bernardo Infante Montes



3. Pueblo al pie del Licancabur (altura aprox: 4500 msnm) dirección Este. En el centro se ve un corral cuyas paredes alcanzan alturas superiores a los 2.20 m. En la esquina inferior se ve una persona de plé. A parte de las construcciones se encontraron dos complejos menores que no aparecen en esta foto. Al fondo se ve la Laguna Verde.

Foto: Egon Zachlehner

INFORME EXPEDICION VOLCAN PARINACOTA

Destino:

Parque Nacional del Lauca y Volcán Parinacota de 6342 m

Fecha:

28./10./1977 hasta el 6./11./1977

Participantes:

Felipe Montero, Alejandro Colomes, Gino Casassa, Richard Waetjen, Wolfgang Förster (jefe exp.), Waldo Oyarzún (fotógrafo) y los srs. tenientes del Ejército de Chile srs. Víctor Bórquez y Hernán de la Fuente.

Punto de partida — Etapas con horarios — Retorno:

- 28./10./1977 de Santiago a Arica en avión Ladeco de 8,30 hrs hasta las 11.45 hrs.
- 29./10./ " de Arica a Putre de 9 hrs. hasta las 13 hrs.
- 30./10./ " de Putre a Lag. Chungará (resguardo) de 10 hs. a 12 hs
- 31./10./ " estadía en resguardo Chungará.
- 1./11./ " idem.
- 2./11./ " del resguardo al campamento alto 5280 m, desde las 8 hs. hasta las 16 hs.
- 3./11./ " desde el campamento alto hasia la cumbre de 6 hs. hasta las 14 hs.— Bajada desde las 15 hs. hasta las 17 hs. al alto y desde alli en adelante a Chungará y finalmente a Putre llegando a las 21 hs.
- 4./11./ " de Putre a Arica en 3 hs.
- 5./11./ " estadía en Arica
- 6./11./ " retorno a Santiago.

Tiempo:

En general bueno a pesar de la cercanía del invierno boliviano. Ya se formaban las nubes cumulus en las tardes. El día de la cumbre resultó malo a medio día, desencadenándose una tempestad eléctrica con granizadas y nieve.

Medios de locomoción y transportes:

Avión — Vehículos del Ejército y SAG — Mulas de transporte.

Observaciones importantes — recomendaciones — relato:

- 1. A pesar de la cercanía del invierno boliviano el tiempo en general estuvo bueno, con nubarrones Cúmulus en las tardes. En el día de la cumbre se desató la tempestad eléctrica con sus precipitaciones como ya se esperaba desde el día anterior, porque aumentaban los nublados de la tarde y ya se iban formando desde muy temprano, lo que es fatal, al igual que en la Zona Central.
- En el campamento alto ya había mucho viento y se tuvo que cocinar dentro de las carpas. Al atardecer la temperatura se mantenia a ± 8°C. Bajó en la noche (3 hs.) a -7° C.
- En la cumbre había viento de aprox. 30 km./h., pero no se sentía mucho frío. Se nubló a las 15 hs. y se desencadenó la tempestad eléctrica con granizadas y posterior nevada en todo el altiplano.
- 2. Para este tipo de expedición hay que disponer de más de 10 días para una adecuada aclimatación. Así se tiene más éxito y además se pueden hacer otros cerros más, ya que esta región está muy lejana. Para la misma ascención del volcán Parinacota hay que llevar mínimo dos cuerdas, grampones y ropa de pluma.
- 3. El arceso al volcán Parinacota es fácil, pero camador por las areniscas volcánicas. La subida recomendable es por el lado de una colada de lava, lado sur. La aproximación al cerro por este lado es la más corta. El glaciar tiene grietas que tienen que ser sorteadas con sumo cuidado, Hay partes con nieve penitente. La pendiente es de aprox. 30° en el promedio.
- 4. Lugares que recomendamos, sean visitados, son el pueblito de Parinacota con su centenaria iglesia, las lagunas de Cotacotani y Chungará. Otros cerros que se pueden hacer son los volcanes Guallatiri, Humarata y Pomerape, todos sobre 5000 m. En Putre se puede hacer el Nevado de Putre, otro Cerro sobre 5000 m.
- Personas que llegaron a la cumbre del volcán Parinacota son: Richard Waetjen, Gino Casassa y los tenientes Srs. Víctor Bórquez y Hernán de la Fuente.

Ernesto W. Förster

ANDINISTAS ALEMANES EN LA PUNA CHILENA

(1888-1939)

Importa conocer los resultados de las expediciones por alemanes al norte de Chile, por cuanto representan un capítulo del andinismo chileno que no ha recibido ningún estudio. Se debe esto seguramente a que quienes llevaron a cabo tales expediciones no siempre dejaron informes o bien, los pocos que dejaron aparecieron en obras muy poco accesibles para quienes se interesan en la historia del deporte de la alta montaña.

El recuento de ascensiones germanas en la Puna chilena comienza en 1888 y se cierra en 1939. Pertenecen estas ascensiones al periodo que pudiéramos llamar "histórico" o "heroico", por cuanto se realizaron antes de que se desarrollara el andinismo nacional. Debe hacerse notar que a menudo estos alemanes no escalaban cumbres chilenas desde Chile, sino desde los países limítrofes.

Berger, 1888. La primera ascensión propiamente tal es la que Hans Berger registró para el volcán Oyahue (5870 m) en la puna de Antofagasta, el día 15 de setiembre de 1888. Berger dice en su extenso informe que ascendió con "cinco ferrocarrileros" (es de suponerse, obreros del ferrocarril Antofagasta-Oruro). Berger hizo también la hazaña de tomar una impresionante plancha fotográfica (algo excepcional para esa época) del volcán con su penacho de humo y rindió un interesante informe a una famosa institución geográfica alemana, la Sociedad de Estudios Naturales Petermann, de Gotha. 1

En un número antiguo de Andina, se menciona además que Berger ascendió en 1910 los volcanes San Pedro (6063 m) y San Pablo (6118 m). Sería interesante averiguar de dónde se obtuvo este dato, que el suscrito no ha podido localizar.² Pero entretanto es dificil aceptarlo, pues, desde 1888, año del ascenso al Oyahue, a 1910, habían transcurrido 22 años y a menos que Berger haya sido empleado permanente de alguna oficina, mina o planta vecina a estas montañas, no es posible que él haya regresado a escalar en la misma región después de tantos años de ausencia. Hasta que se verifiquen estas ascensiones, quedan con una interrogante.

Hauthal, 1893. El ocasión anterior di cuenta de los importantes ascensos que el alemán Rudolf Hauthal llevó a cabo en la frontera

chileno-argentina, entre 1893 y 1900. En lo que toca a la Puna, se tiene conocimiento de su primera ascensión al Cerro Rincón (5594 m), ubicado al norte del Socompa, el 24 de marzo de 1893. Hauthal dio a entender que realizó también ascensiones a cumbres sin nombre, pero no dio detalles.

Reichert, 1905. El gran explorador y cientista Federico Reichert no ha recibido el crédito que se merece por sus campañas en la puna argentina. El suscrito publicó en la revista La Montaña un resumen de tales campañas, que se desarrollaron en Catamarca y Jujuy.4 Pero Reichert alcanzó a tocar la frontera chilena cuando su ascensión, en la Semana Santa de 1905, al volván Socompa (6031 m), también ubicado en la cordillera de Antofagasta y al norte del Llullaillaco. Reichert hizo su expedición solo, desde las Vegas de Socompa (territorio argentino) y como una extensión de su programa cientifico patrocinado por el gobierno de la Argentina y que era el de localizar yacimiento de boratos. Al llegar a los 5300 m el andinista solitario quedó pasmado al encontrar atados de leña dejados, como se ha podido verificar posteriormente, por los atacameños, súbditos de los Incas. A su descenso, una anciana india contó a Reichert que esa madera había sido llevada a tales alturas por los indios para encender fuego de señales en elevados puntos de observación.

Además del Socompa, fronterizo, Reichert ascendió en Argentina al Volcán de la Aguada (5800 m) y al Nevado de Chañi (6060 m, segunda ascensión), e hizo intentos a los cerros de Antofalla (6100 m) y Cachi (6310 m).

Penck, 1913. El que seguramente se debe mencionar como el principal andinista alemán para la Puna chilena es el geólogo Walther Penck. También contratado por el gobierno argentino, Penck aprovechó sus expediciones científicas a la puna de Catamarca para realizar sus sueños: la investigación geográfica (era hijo del geógrafo y glaciólogo Albrecht Penck), la caza y el alpinismo. Además de un ascenso a una cima del gran Nevado Bonete (6412 m), Penck hizo la primera ascensión del Nevado San Francisco (6005 m), ubicado al sur del paso del mismo nombre, en la puna de Atacama el 16 de di-

30

emore de 1913. Cuatro días después alcantambién solo, la cima del gran Nevado Intahuasi (6610 m), encontrando en la región vecina al cráter un palo o madero (¿de ingen indio?). Se ha creido que el Incahuasi fue ascendido en 1854 y 1859 por ingenieinglés Edward Flint, pero nunca se ha confirmado este dato. Penck también pene-📷 en territorio chileno y exploró la poco mnocida región al norte de las Lagunas Bravas, señalando la existencia de muchos bueass objetivos andinos. Otro mérito de Penck es el haber publicado un excelente libro de andinismo, el que alcanzó varias ediciones: Durch Sandwüsten auf Sechstausender. Fue sin embargo una publicación póstuma editada por su padre, ya que Walther Penck falleció a temprana edad (1888-1923), Su libro se merece ampliamente una traducción al castellano, ya en Chile o en Argentina.º

Ahlfeld, 1926. Al que podríamos llamar sin vacilar el "padre del andinismo boliviano" es al Dr. Federico Ahlfeld, natural de Marburgo, contratado en los años 20 por el gobierno de Bolivia para levantar la carta geológica del país. Ahlfeld realizó numerosas ascensiones en toda Bolivia (que bien se merecen un estudio aparte) y tiene entre sus muchos méritos el haber participado en la famosa expedición de Hans Pfann al Illampu (6362 m) y el de haber fundado el Club Andino Boliviano (1942). En lo que toca al andinismo chileno, Ahlfeld se aseguró en éste un lugar al realizar, sin compañeros, la ascensión del volcán glaciado Huallatire (6060 m), en 1926, descubriendo, en aquella ocasión, que esta gran montaña no está en el límite con Bolivia, como se había creido, sino enteramente dentro de territorio chileno.1

Troll, 1927 (?) Carl Troll se ha ganado. desde su cátedra en la Universidad de Bonn, un renombre internacional en el campo de la geografia humana y la ecología. Como parte de estos estudios Troll viajó al parecer en 1927 a la frontera chileno-boliviana y desde ahí pudo haber ascendido el cerro glaciado Arintica (5595 m), de la alta cordillera de Arica. No se tiene certeza de que esto haya sido así, pues la única indicación que se tiene al respecto no es un informe, sino una linea punteada en un mapa de la ruta seguida por el cientista en la región del Arintica y que parece llegar hasta la cumbre de este volcán. En el informe, o más bien estudio científico, que Troll rindió a la Sociedad de Estudios Naturales Petermann no figura mención alguna de aquella montaña, pero por otra parte. Troll nunca ha mencionado ninguna de sus ascensiones por

la simple razón que sólo le interesa el aspecto científico y no el deportivo. Troll, como Ahlfeld, participó en la expedición de Hans Pfann a la Cordillera Real (1928).

Prem, 1928. El ingeniero alemán Josef Pram vivió lagos años en Bolivia y realizó en este país varias ascensiones importantes, entre las cuales, la primera de la más alta cumbre boliviana, el Nevado Sajama, 6520 m (en 1939). Fue seguramente en el curso de un viaje científico realizado en la misma región en 1928 que Prem decidió ascender al gran nevado chileno-boliviano Parinacota (o Payachata Grande), de 6330 m, En diciembre de aquel año Prem viajó desde la estación de Charaña al sur, unos 80 kms. de pampa arenosa y llegó finalmente al cajón de Quelatia y al pueblecito indio de Río Blanco. El 11 de diciembre con los arrieros bolivianos Terán, padre e hijo, el andinista puso un campamento alto en el paso entre el Parinacota y su vecino, el Pomarata (6240 m). El día 12, Prem y Terán hijo ascendieron el flanco este del Parinacota y lograron la cima a las 3.55 p.m., constatando que el gigantesco volcán tiene un cráter de 200 por 300 metros y unos 100 m. de profundidad. En la punta culminante del cráter (al norte) depositó Prem su tarjeta. Esta fue la primera ascensión de una de las grandes cumbres d∈ Chile.

Lankenau, 1937. El cientista E. Lankenau ascendió el 15 de setiembre de 1937 a la cima del famoso volcán Doña Inés (5070 m), de la puna de Atacama. Este volcán ha sido visitado desde tiempos ya inmemoriales, pero la visita de Lankenau es la primera de la que se tiene registro. 10

Bauer, 1939. El alemán residente en La Paz Roberto Bauer, que había ascendido en abril de 1939 al Huayna Potosí, 6094 m (2da. asc.), escaló también como segundo la cumbre del Parinacota (6330 m). No se tiene detalle de este escalamiento y sólo se le conoce gracias al manuscrito que Bauer entregó al Dr. Ahlfeld, quien a su vez me lo entregó a mí con el encargo de que alguna vez se publicara. Cumplo la promesa y transcribo a continuación el documento. Con ello se cierra el recuento de expediciones alemanas a la puna chilena, el que ofrece, como puede apreciarse, la peculiaridad de que se havan hecho tales empresas en su mayor parte a las cumbres más altas de la región y a la vez, desde los países limitrofes.

Alberto Bauer: "Meine Besteigung des Payachatas (Parinacota) 6330 M ü/Meer." 19. Mai 1939.

Der wolkenlose Himmel des 18.Mai wird ausgenützt und erneut gelange ich von einem Indio bergleitet auf den Pass der die beiden Payachatas (Parinacota 6330 M. und Pomerapa 6240 M) trennt. Die Nacht im Hochtourenzelt und Schlafsack ist unangenehm kalt. Nach Einnahme des Frühstückes und versorgen der Tiere mit Futter kommen wir endlich kurz nach 9 Uhr auf den Weg. In weichem Sand geht es steil hinauf, dann über Bimssteine und teils auf Schneezungen bis auf den Sattel auf ungefähr 5900 Meter Höhe. Es ist Mittag geworden. Länger können wir ohne Steigeisen nicht mehr steigen. Dem einzigen mich begleitenden Indie kommt die Angelegenheit recht komisch vor, doch weiss er was Schnee ist, da er lange in oft verschneiten Minen gearbeitet hat. Wir sind auf 6000 Metern ü/Meer. Trotz Schneebeschaffenheit, äusserst günstiger verspüren wir die Höhe ausserordentlich und sind gezwungen, nach 10 bis 15 Schritt, jeweils wieder auszuruhen. Der Kamm des ovalen in seiner grössten Breite ca. 300 Meter langen und etwa 150 Meter tiefen Kraters, weist uns den Weg. Links haben wir ständig das Dorf Sajama in Sicht, wo unsere Freunde uns durch Feldstecher begleiten. Nur der im Rücken liegenden Pomerapa lässt uns die schon erstiegene und noch fehlende Höhe ermessen, da der Widerschein der Sonne im Schnee und die dünne Luft, alles als sehr nahe erscheinen lässt. Grösste Überredungskunst und Aussetzen von Gratifikationen kostet es mich, den anfangs sehr gut steigenden Indio weiter mit zu bekommen. Das schwere Gletscherseil wird weggelegt, da uns der Schnee mit den Steigeisen ein gefahrloses Gehen erlaubt. Ich nehme meine Leica, Ersatzfilm und Zusatzteile auf mich und so steigen wir weiter. Um 31/4 Uhr erreichen wir den Kraterrand an seiner höchsten Stelle, wo uns ein eisiger Wind empfängt, während der Aufstieg fast windstill war. Schnell werden die letzten Bilder des Farbenfilmes geknipst, mit Aufnahmen vom Krater, Sajama 6570 M.ü/Meer und dem Altiplano in Richtung Oruro und La Paz, wo am Horizont ganz deutlich, 200 Kilometer entfernt, der Illimani, Mururata, Huayna Potosi und das Illiampu-massiv zu erkennen sind. Leider zerreist beim Rückwickeln, wahrscheinlich wegen der Kälte der Farbenfilm, was mich verunmöglicht, einen

40.4

neuen schwarz-weiss Film einzulegen, um die Panorama und Krateraufnahmen zu wiederholen. Nach einer halben Stunde müssen wir zum Abstieg aufbrechen, unter Benutzung der Aufstiegroute, da unser Seil unterwegs liegt. Hauptsächlich der letzte Teil über die Bimsensteingeröllhalden, die wir in einer Schneezunge zu umgehen versuchen, macht uns allerhand zu schaffen, da sich ein ca. 50 cm hoher Büsserschnee gebildet hatte. Beim Aufstieg begingen wir ihn gefahrlos und vorteilhalt, durch das Fehlen der wärmenden Sonnenstrahlen ist er aber zu schmerzenden harten Stacheln geworden. Doch ohne grössere Umstände gelangen wir um 6 Uhr zu unserem Zelt zurück und nach einem kräftigen Mahl legen wir uns schlafen, um anderen tags, gegen 2 Uhr wohlbehalten wieder ins Dorf Sajama zurückzugelangen.

Die auf dem Lufthöhenmesser abgelesene Höhe von 6200 Metern bei einem Luftdruck von 360 mm, stimmt nach Berichtigung ziemlich genau mit der bekannten Höhe von 6330 Metern überein.

NOTAS

- H. Berger, "Eine Besteigung des Vulkan Oyahue." Petermanns Mitteilungen (Gotha, 1891), pp 241-7.
- Nota de S. Krueckel en Andina 1933, p. 33,
- E. Echevarría, "Las campañas andinas de Rudolf Hauthal (1893-1900)." Andina 1973-1974, pp. 23-4.
- E Echevarría, "Las campañas de Reichert en la Puna." La Montaña (Buenos Aires, 1967), num. 9, pp. 33-4.
- F. Reichert, "Eine Besteigung des Socompa." Zeitschrift des D.A.V. (Berlin, 1906), pp. 153-
- w. Penck, Durch Sandwüsten auf Sechstausender (Stuttgart, J. Engelhornverlag, 1933 y 1938); segunda edición con título Puna de Atacama: Bergfahrten und Jagden in der Cordillere von Südamerika (Stuttgart, J. Engelhornverlag, 1948). También por el mismo autor, Die Südliche Puna de Atacama (Geologische Charakterbilder, 24, Heft)
- Nota de Ahlfeld en Andina 1943, p. 54. C. Troll, su mapa núm. 10. en Petermanns Mitteilungen 1928 y estudio, pp. 218-22.
- J. Prem, "Two First Ascents in the Bolivian Andes. American Alpine Journal 1940, pp. 29-34
- 10 E Lankenau, en "Erganzungsheft", Petermanns Mitteilungen Nr. 267 (Gotha), p. 29.

Evelio Echeverria

WINTERFERIEN IN CHILES VERGANGENHEIT

Nach kühnsten, wieder verworfenen Plänen, die u.a. eine Winterüberquerung der Anden nach Argentinien erfordert hätten, aber an den ungeheuren Schneemassen und ge-Andenpässen schliesslich scheiterten begaben wir uns mit einem befreundeten Ehepaar und unseren beiden vierrädrigen VW-Sheratons auf die Fahrt nach Norden, in die Atacamawüste, wo es wenigstens nicht regnen oder schneien würde wie in der Zentralzone. Chile hat einen Nachteil: es ist mit seinen viereinhalbtausend Kilometern Längsausdehnung geradezu ein Bandwurm, so dass man elendig fahren muss, um überhaupt dort anzukommen, wo in Europa in gleicher Zeit die Ferien schon erfolgreich abgeschlossen werden können, Nach 3-tägiger Fahrt waren wir also in Antofagasta angelangt, quasi unserem Basislager, von wo aus wir den Nationalpark Isluga besuchen wollten.

Gedacht, nicht getan! Unsere Bekannten entdeckten zu nachtschlafender Zeit noch eine Eisenbahnverbindung nach Bolivien und entschlossen sich, diese Chance nicht zu vertun und lieber uns uns und Isluga Isluga sein zu lassen. So sassen wir anderntags grübelnd vor der Spüle des Campingbusses, denn allein in einen Nationalpark zu fahren, der ausser Spezialstrassen für die Erprobung von Reifen und Stossdämpfern weder Benzin noch sonstige zivilisatorische Zubehörs zu bieten hat, von Werkstätten für Automobile ganz zu schweigen, war uns zu kühn. Die Idee auf 400 m Höhe über längere Zeit Einsamkeit und Höhenkrankheit in einem kaputten Auto zu geniessen, war keine ausreichende Verlockung, dennoch loszufahren. Und was wir sonst selten oder nie zu tun pflegen: wir suchten zum ersten Male intensiv nach Kollegen, d.h. wir fuhren umher in der Hoffnung, noch einen Verwegenen zu finden, der mit uns nach Isluga wollte. Aber obgleich sonst der Norden Chiles voller deutscher Lehrer ist, der Teufel soll es holen!diesmal fanden wir keinen. Nicht einmal in San Pedro de Atacama, sonst das Mekka der Lehrer! Nun war alles egal. Gestützt auf bzw. gebeugt über einen Artikel aus der Zeitschrift "Andina" über Conchi Viejo wurde auf allgemeinen Wunsch von mir der Beschluss gefasst: dorthin fahren wir! Meine liebe Frau, den irren Gedanken ihres Mannes ausgeliefert, nickte ergeben. "Es

wird sicherlich paradiesisch sein!" Und so rumpelten wir über Stock und noch mehr Steine hinein ins Ungewisse mit Namen Conchi Viejo. Zunächst gelangten wir an die Ausläufer jenes Ortes, der Conchi genannt wird, nicht etwa Conchi Nuevo, sondern einfach Conchi! Es war überwältigend: mitten in der trostlosesten Einöde, die man sich denken kann lag eine noch trostlosere Anhäufung von Häusern bzw. hausähnlichen Gebilden aus verschiedenen Materialien, (Es sieht übrigens die Mehrzahl der Ansiedlungen im Altiplano so aus, man lasse sich da nicht von den euphorischen Schilderungen derjenigen täuschen, die aus augenscheinlich durch den Höheneinfluss getrübtem Blick grossartigste Dorfgebilde zu erspähen glauben und dies auch schlankweg anderen gegenüber behaupten. Sie tun dies wohl mit dem hinterlistigen Gedanken, sie auf die eigenen Irrwege zu locken, damit es denen nicht besser ergehe als ihnen selbst.)

Angetan von so viel Schönheit wandten wir uns der Landschaft zu, die mit ihren Vulkanen, unter ihnen die Zwilligsvulkane San Pedro und San Pablo, wirklich von eindrucksvoller Art ist, zumal sie noch im sanften Abendlicht lag. Zu Füssen des Dorfes Conchi ist der Rio Loa zu einem See aufgestaut und zusätzlich zu diesem Stausee führt in geringer Entfernung eine laut Fremdenführer 114 m hohe Brücke über den Fluss, die, aus schmalen Eisenrohren gebaut. sich geradezu verwegen über den Loa spannt. Wenn Autos sie übergueren, schaukeln die 114 m leise vor sich hin. Und dieser Blick, allein dieser Blick ist so vollkommen dass er viele Strapazen vergessen lässt, die es kostet, um ihn zu erhaschen.

Gerda, die leise Hoffnung hegend, nun rasten zu können, sah sich in dieser ihrer Hoffnung bitter getäuscht. Ich wollte unbedingt in die Quebrada Quinchimal, wo sich laut Beschreibung des erwähnten Artikels eine Fülle von Petroglyphen befinden soll. (Kultur muss schliesslich auch sein!) Also auf zu den Petroglyphen! Aber wo war die Quebrada überhaupt, jene Schlucht also, die ich suchte? Die Beschreibung, so wissenschaftlich exakt sie auch klang, erwies sich als unbrauchbar. Weder 19 km von Conchi Viejo noch nahe der Eisenbahnstation von Conchi, wie es hiess, fanden wir besagte Quebrada. Ich fragte. Prompte Aus-

kunft: 9 km weiter, und nicht Quinchimal. sondern Quinchamalí heisse das Ding! Nach 3 km kam eine Strassenkreuzung, und nun? Wir fuhren probehalber Richtung Conchi Falsch, wie sich bald herausstellte. Viejo. (Wir fanden trotz angestrengtester Suche und mehrmaligem Fragen auch am nächsten Tage die vertrackte Quebrada nicht. Angeblich soll sie sich bei dem Dorf Lequena befinden, aber das haben wir nicht mehr nachgeprüft.) Und plötzlich war da Conchi Viejo: 5 oder 6 Häuser, ich will mich da nicht festlegen, in einem Engtal, idyllisch gelegen auf fast 3500 m Höhe. Eine Familie, die des sog. Administrators, wohnt dort noch. Was dieser verwaltet entzieht sich meiner Kenntnis. Vermutlich die verrosteten Käfige der ehemaligen Chinchilla-Farm, die vor einem halben Dutzend Jahren dort noch funktioniert hat. Die Hauptattraktion, wenn von einer solchen gesprochen werden kann, ist die Kirche. Es waren die Vorbereitungen zur am 16. Juli jeden Jahres zu veranstaltenden Fiesta de la Virgen del Carmen getroffen worden. Festlich geschmückt und auf Tragbalken befestigt harrten Peter und Paul, die Schutzpatrone des gegenüber den gleichnamigen Vulkanen gelegenen Dorfes sowie die Jungfrau, gleich zweimal in grösserer und kleinerer Ausgabe, der in 3 Tagen startenden Fiesta. Ein Totenschädel auf dem Seitenaltar, die hohe Decke aus Kakteenholz und eine uralte Orgel - zu der man offensichtlich nur mit Seil und Haken hinaufgelangt, denn eine zur Empore führende Treppe konnten wir nicht ausmachen, umgeben von allerlei Gras und Stroh, vervollkommneten das Bild dieses Kirchleins, welches wohl nur einmal im Jahr wirklich bevölkert sein dürfte. Dennoch darf ich sagen: es war beeindruckend, in dieser Einsamkeit solches vorzufinden! Wir hatten nicht die Geduld, 3 Tage bis zum Beginn der Fiesta zu warten, die aber sicherlich äusserst interessant sein dürfte, zumal sie sich ohne den etwa in La Tirana üblichen Turistenrummel abspielt. Man erzählte uns im Dorf von den Tänzen, den Masken, die bereits am Vorabend probiert werden, dem "padre cura" und dem Polizisten, die als Ehrengäste auch anwesend seien, und nicht zuletzt von der Musik, die gespielt werde. Vielleicht hätten wir doch warten sollen?! Nun, die Nacht auf 3500 m abseits des Dörfchens im Bus mit zugefrorenen Scheiben und knapper Luft liessen uns davon Abstand nehmen. Ich schlief kaum, unsere Herzen schlugen statt im Dreiviertel- im Sechsachteltakt, wir sehnten uns in tiefere Regionen zurück. Über Chuquicamata kurvten wir Richtung Tocopilla an den Loafluss hinunter, wo uns auf

244

800 m eine Mittagshitze von mehr als 30° empfing, so dass wir unser Mahl im Schatten unter der Brücke einnahmen. Und dann ging es auf die Suche nach Kilometer 1592 an der Panamericana. Dort sollten wir gemäss Tip eines hier gebürtigen Bekannten nach rechts abbiegen. Man käme dann an eine Flussoase mit Bäumen, Gras und Wasser. Also frisch gezänit: 1570, 1580, 1590, der verlassene Friedhof rechtsseitig, da ist er! Noch 2 km, richtig, da zweigt eine Piste in die Wüste ab. Aber Oase? Sand, Sand, nichts als Sand und ein paar Steine dazwi-Egal, hinein ins Vergnügen, d.h. zunächst einmal durch einen alten Müllhaufen hindurch, dann an verschiedenen Mulden voll Sand vorbei, an denen man sich vorsehen muss um nicht stecken zu bleiben. und dann plötzlich eine Abbruchkante, von der ein sanft hinabführender Weg zum Fluss gleitet. Nur, dieser Weg war mit Stacheldrahtverhau und quer in die Abfahrt geschlagenen Eisenstangen total verrammelt. Aus! "Abend wird es wieder", und vor uns Stacheldrahtverhau. Laut Zeichnung musste 10 km weiter ein in der Wüste liegender alter Stausee sein. Zurück alsdann, Stausee gesucht. Wir fahren 10 km, 11, 12 km. Nach 14 km kehren wir um. Nichts! (500 m weiter war die Abzweigung, aber das merkten wir erst am nächsten Tage!) Gerdas scharfes Auge hatte ein am Wegrand stehendes kleines Schild kurz hinter der Abfahrt von km 1592 ausgemacht, auf welchem zu lesen war: Puente Río Loa.

glückte. Und dieser Versuch Vor der Brücke wieder ein sanft die Böschung hinabführender Weg, unten die Oase, die gleiche wie von km 1592, nur halt die Nordspitze, Bäume, Wasser, ein herrlicher Sonnenuntergang, gegenüber ein weisser vom Loa ausgewaschener Salpetersteilhang, sanfte Abendluft, kurz, ein kleines Paradies, von dem der die "Traumstrasse der Welt" entlangbrausende Autofahrer nicht den Schimmer einer Ahnung hat, Etwas weiter eine kleine Hütte. Ein LKW-Fahrer mit Familie und Kleinvieh hat sich dort niedergelassen und gegen unsere Campingabsichten nichts einzuwenden. Die Oase ist gross genug, um zelten zu können, ohne dass einer den anderen stört.

Wir verbrauchten eine ruhige Nacht, frisch gewaschen, ohne Herzklopfen, aber auch kühl. Die Waschschüssel, die ich der Bequemlichkeit halber noch gefüllt hatte, um am Morgen nicht gleich zum 35 Schritte entfernten Fluss laufen zu müssen, trug anderntags eine fingerdicke Eisschicht.

Der kommende Tag war sehr ereignisreich. Nachdem wir den Vormittag lesend und essend vergammelt hatten, brachen wir am Fühen Nachmittag neuerlich zu dem auch von unserem "Hüttennachbarn" bestätigten Stausee auf. Abzweigung schliesslich bei Kilometer 1607, ein Schild mit dem Hinweis Tranque Sloman" weist nach rechts in die Wüste. Hier erlebten wir nun lebendig gewordene Geschichte aus Chiles hoher Zeit um die Jahrhundertwende, nämlich der Salpeterzeit:

Im Jahre 1868 wanderte Henry Brarens Sloman, Abkömmling eines 1789 aus England nach Hamburg zugewanderten Schiffskapitäns und Reeders, nach Perú aus. 2 Jahre später begann nämlicher H.B. Sloman bei der Firma Hilliger in Iquique als Angestellter zu arbeiten. Die 1872 von Hilliger an die Herren Fölsch und Martin verkaufte Fabrik nahm den jungen Sloman als Leiter ihrer ersten Salpeterfabrik auf. Der damals erst Vierundzwanzigjährige blieb 20 Jahre im Dienste von Fölsch und Martin, die längst wohlhabend genug geworden waren, dass sie wieder nach Deutschland zurückkehren konnten. 1892 machte sich dann Sloman selbständig und errichtete in der Pampa EI Toco seine erste Fabrik, die Oficina Buena Esperanza. 10 Jahre später kam mit Rica Aventura die zweite Fabrik dazu, es folgten noch Empresa, Grutas und Diana. Die dabei erwirtschafteten Gewinne reichten u.a. aus, 1921 das berühmte Chilehaus in Hamburg zu bauen, eines der Wahrzeichen der Hausestadt. Weshalb ich das alles erzähle? Nun, der Zufall wollte es, dass wir hier in Santiogo von 1975 / 1976 ein Haus mieteten, dessen Eigentümer, wie sich später herausstellte, Hans Jürgen Sloman ist, ein Nachfahre jenes "Salpeter-Sloman". Und ein guter Bekannten von uns hier in Santiago, Herr Egon Schmidt, ist der Sohn des letzten Geschäftsführers der Slomanschen Salpeterminen in der Pampa von El Toco. All diese Umstände machten uns natürlich neugierig, das anzuschauen, was vor über 100 Jahren aufgebaut worden und dann langsam, aber sicher unter dem Druck des künstlichen Salpeters aufgegeben und zusammengebrochen war. Mitten in der Wüste also plötzlich ein grosser Stausee, der Tranque Sloman, wie noch auf der enormen Staumauer zu lesen steht. Ein alter Mann, der 76-jährige Juan Tapia, haust dort mit seiner 28-jährigen Frau und mehreren Töchtern, von denen die älteste bereits 16 Lenze zählt. Er gibt vor, den señor Sloman und dessen Frau noch kennen gelernt zu haben. So um 1916 herum. Die Turbinen, die einmal den Strom für die Salpeterwerke geliefert haben, stehen seit 10 Jahren still. Die Chilenen, die das Bauwerk übernahmen, haben es inzwischen aufgegeben. Aber don Juan ist dageblieben. Er pflegt die alten Siemens-Schuckert-Turbinen weiter, ölt sie,, wachst einmal im Jahr den Linoleumboden der Maschinenhalle und hält alles tiptop sauber. Keiner bezahlt ihn, keiner hat ihn angestellt. Warum er das mache, frage ich ihn. Na, er sei halt hier aufgewachsen und habe sein Lebtag hier gearbeitet, diese Maschinen seien seine Welt, hier wolle er bleiben. Vielleicht würden die Turbinen ja eines Tages wieder gebraucht, wer Weiss?! Die Hoffnung eines alten Mannes, ungebrochen, zufrieden in seiner kleinen Welt. Wovon er denn lebe? Bueno, von den Fischen im See, von den Krebsen im Fluss, die er dann und wann auch verkaufe, na, was sich halt so ergäbe! Er zeigt uns bereitwillig alles: die Schotts für die Einlasskanäle, den Staudamm, den riesigen Wasserfall, der am Maschinenhaus vorbei nun ungenützt in Loafluss hinabstürzt. Die Tochter steigt mit uns hinab ins Maschinenhaus und gibt schliesslich auf einer verstimmten Gitarre noch ein Abschiedskonzert für uns, welches sie mit einem unbeschreiblich blechern klingenden Klagegesang verschönt. Wir lassen da, was wir entbehren können, ein paar Dosen mit Lebensmitteln, ein bisschen Schokolade für die Kinder (das kleinste ist gerade 2 Jahre alt). Und dann fahren wir nach Rica Aventura, der zweiten Sloman-Mine. Sie ist vollkommen zerstört, eine Mine, die vor 20 Jahren unter chilenischer Agide noch gearbeitet hat. Unter der Regierung von Salvador Allende haben Arbeitertrupps die "Symbole des Imperialismus" mit Hämmern zerschlagen. Bildersturm im 20. Jahrhundert! Das. was einmal ähnlich wie Chacabuco nationales Denkmal hätte werden können, ist endgültig dahin. Gleich neben Rica Aventura liegt Prosperidad, ebenfalls ein Bild totaler Zerstörung. Ein alter kranker Mann hütet hier diesen überdimensionalen Schrotthaufen für irgend jemanden, der das alles aufgekauft hat, um damit ein Geschäft zu machen. Er hat kein Wasser, die nächste Wasserstelle liegt 2 km weg unter einem Baum in der Wüste, Dort holt er regelmässig einen Topf Wasser, seinen Tagesverbrauch. 4 km Marsch durch glühende Wüsste in zerschlissenen Schuhen für einen Topf Wasser, Tag! Lebensmittel aus der Dose, sofern ihm sein patrón etwas dagelassen hat. Alle paar Wochen hält eine Polizeistreife an der Pana-Die Insassen schauen nach, ob mericana. der Alte noch lebt. Warum er diesen Schrottplatz nicht einfach im Stich lasse, fragt Ger da. Entrüstet weist er das von sich. Was würde der patrón von ihm denken! Er sei doch hier verantwortlich und könne nicht einfach davonlaufen. Es ist schon spät geworden. Der Alte zieht sich seinen Anorak über einen Fetzen, der einmal ein Hemd war, Es wird kühl, bald wird das Thermometer wieder unter Null sinken. Der Alte schlurft mit hängenden Schultern in eine langgestreckte Holzbaracke zurück. Wir begreifen diese Welt nicht mehr. Am nächsten Morgen sind wir wieder hier. Der Alte ist nicht da, wir stöbern in den Resten dessen herum, was einmal prallvolles Leben barg. Der Basketballplatz ist noch intakt, nur die Netze fehlen. Die Mitte der Plaza ist mit dem hölzernen Musikpavillon gefüllt, von vertrock neten Bäumen umstanden. Hier spielte man einst nach Feierabend auf. Ein paar Schritte weiter stehen Schulbänke, danach die Kinosessel auf denen noch die Nunmehr zu erkennen sind. Alles andere ist eingerissen worden, es steht keine Wand mehr. Wir gehen an den gekachelten Böden der Duschund Badehallen vorüber. Zwei grosse Wan-nen sind noch erhalten, alles übrige ebenfalls zerschlagen. Ich ziehe mich aus, setze mich in eine der Wannen und lasse mich

von Gerda fotografieren. Es alles so grotesk, so verzerrt, dass nur noch das Überspitzte normal ist. Der Alte kommt wieder. Wer ist erbarmungswürdiger, er oder sein magerer Hund, der treu mit ihm läuft? Wir haben ihm Früchte und eine Flasche Wein vor die Tür seiner Baracke gestellt, denn wir wollten soeben aufbrechen, zurück nach Santiago. Man feiert heute einige Kilometer weiter nördlich das Fest der Virgen del Carmen. Der Alte hat heute auch seine Feier. Mit Bananen, Äpfeln und Wein. Der Wüstenwind lässt die Fetzen seines Lumpenhemdes oder Hemdlumpens flattern. Wir gehen mit ihm zu unserem Bus. Ich hole eines meiner Hemden heraus, das wärmste, das ich finde. Er nimmt es wortlos, seine Augen sprechen mehr als Worte, er merkt, wie sie ihm feucht werden, dreht sich um und geht zurück zu seiner Verantwortung. Wir blicken ihm nach, wie er langsam kleiner wird und sich schliesslich im Nichts der Wüste verliert, selbst ein Relikt aus vergangener Zeit.

Horst Badura

Das Fest der heiligen Virgen del Carmen in Conchi Viejo

Im Winter, wenn die Küste von Valparaiso und Viña besonders oft und lange in kühle Nebel gehüllt ist, wirkt die Vorstellung von einem strahlend blauen Himmel über pastellfarbenen Bergen, wie sie die Wüste Atacama aufzuweisen hat, besonders anziehend. Die Entscheidung, wohin man fahren soll, wenn man im Winter 14 Tage Ferien hat, fällt nicht schwer: natürlich in die Wüste oder wieder in die Wüste.

Für dieses Mal nahmen wir uns vor, auch die Gegend von San Pedro de Conchi zu besuchen. Was mich hier besonders anzog, war das Fest der Virgen del Carmen, das ausser in Tirana auch hier am 16. Juli gefeiert wird.

Ausgangspunkt für die Fahrt nach Conchi Viejo ist Chuquicamata. Die Strasse von hier nach Conchi ist in dem weitläufigen Gebier der Mine von Chuqui nicht so leicht zu finden. Der Weg verzweigt sich etliche Male, und kein Schild verrät, welcher der weiterführende ist. So gelangt man oft entweder auf Sand- und Steinhalden, wo gewaltige Minenfahrzeuge mit Rädern doppelt oder dreimal so hoch wie ein Personenwagen und mit 1000 Tragkraft geparkt sind- oder an

den Rand des gewaltigen Terrassenovals der Mine selbst.

Nachdem ich mich etliche Male verfahren hatte, fanden wir endlich den richtigen Weg nach Conchi.

Vier Wasserleitungen aus der Cordillere kommend laufen neben der Strasse her: alle versorgen sie die Mine.

Die Strasse ist steinig und rippelig. An den Rändern sind aufgeschüttete kleine Wälle, so dass man nicht ausscheren kann. Es war spät geworden; die Sonne ging unter und schickte ihr letztees Licht auf die rechter Hand sichtbar gewordenen Vulkane der Hochcordillere und liess sie rot und anschliessend violett werden.

Es war schon fast dunkel, als wir nach Conchi kamen. Eine Brücke, von Soldaten bewacht, führt hier über den Loafluss. Wir wollten nicht mehr weiterfahren und schlugen unser Zelt in einer Nische am Rande der Quebrada auf.

In der Nacht weckte mich einmal das Geräusch eines vorbeifahrenden Zuges. Die Eisenbahnlinie von Antofagasta nach La Paz führt hier ganz in der Nähe vorbei.

Sehr kalt war die Nacht, und am Morgen

36

war das Wasser, das in einer Schlüssel draussen stehengeblieben war, gefroren. Conchi Eegt bereits 3000m hoch.

Die Polizisten an der Brücke hatten uns am Abend erzählt, dass das Fest erst am nächsten Tag im vollen Gange wäre. blieb uns noch etwas Zeit für einen Ausflug über die Brücke näher an den Fuss der Vulkane. Man gelangt auf eine weite, sanft ansteigende Fläche voller kleiner Steine, z. T. Reste vulkanischer Ausbrüche. Im Hintergrund erblickt man die Kammlinie der Cordillere mit weissen Bergen und Vulkanen. Die Luft ist ganz rein und der Himmel genau so klar und so blau, wie man es sich vorgestellt hatte. Die einzigen Pflanzen auf der weiten Fläche sind niedrige, am Boden hingedrückte Kakteenpolster aus Gliedern mit langen Stacheln. Der Hochcordillere gegenüber liegt eine zweite, etwas niedrigere Cordillerenkette, und irgendwo darin verrät eine grosse weisse Rauchwolke, wo die Mine Chuquicamata ist,

Gegen Mittag fuhren wir über die Brücke zurück und nahmen den Weg nach Conchi Viejo. Er ist sehr steinig, schmal und voller Löcher. Langsam klettert er immer höher. Auf beiden Seiten sind nur braune Flächen mit kleinen Steinen. Etwa nach 16 km erscheint das erste Anzeichen des Ortes. Etwas abseits vom Weg auf einer weiten, ebenen Fläche mit dem Blick auf die gegenüberliegende Hochcordillerenkette mit den Vulkanen San Pedro, San Pablo steht auf einem steinernen Sockel ein grosses Kreuz.

Wie ich am nächsten Tag erfuhr, war hier der Endpunkt der Prozession und der Haupttanzplatz des Festes.

Der Weg führt weiter um einen Berg herum, und dahinter liegt geschützt in einem engen Tal die kleine Oase Conchi Viejo. Höhe: 3400 m. Nur wenige Häuser, längliche Kästen aus glatten, grauen Steinen bilden den Ort. Früher, als es noch mehr Wasser gab, waren die Häuser bewohnt. Heute stehen sie leer: die ehemaligen Bewohner, die jetzt in Chuquicamata oder Calama wohnen, kommen nur einmal im Jahr hierher zurück, um das Fest der Virgen Carmen zu feiern.

Früher gab es hier einmal eine kleine Kupfermine und eine Chinchillafarm. Das kleine graue Pelztier ist in dieser Gegend heimisch, aber man findet es kaum mehr. Von der Mine zeugen noch kleine Mineralienhaufen mitten im Dorf und von der Chinchillafarm die verrosteten Drahtkäfige.

In der weiss∈n Kirche am Ende des Ortes waren schon die Leuchter für die Opferkerzen aufgestellt. Die Heiligenfigur der Virgen Carmen, eine Puppe mit winzigem Kopf,

to the same

Krönlein und gebauschtem Kleid stand auf einem Brett mit vier Tragbalken für die Prozession bereit.

Als wir von der Besichtigung der Kirche ins ausgetrocknete Flussbett zurückkamen, hörte man plötzlich das Herannahen einer Musikkapelle, die aus Trommlern und Bläsern bestehen musste: deutlich hörte man auch den Takt, der aus zwei Langtönen und und drei Kurztönen bestand. Endlich wurde sie auf dem Rande des Talhanges sichtbar. Hinter dem Trommler und den Bläsern tanzten Mädchen in bunter Zigeunertracht, langen Röcken, Flitterblusen, Kopftüchern und mit Tamburins in der Hand. Ein Bus und einiges Volk kamen in Schrittempo hinterdrein. Sie steuerten eines der Häuser an und tanzten dort vor der Tür weiter, als sie angekommen waren.

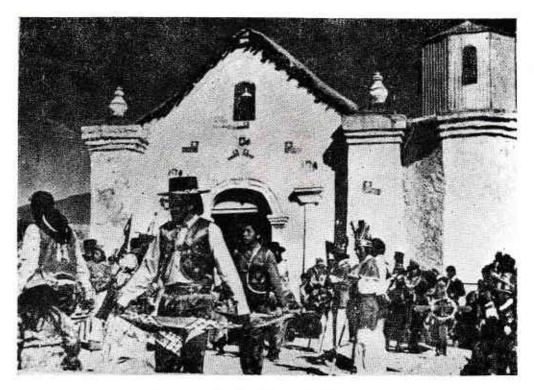
Im Laufe des Nachmittags kamen noch zwei weitere Tanzgruppen an. Sie sind Vereinigungen, die ihren Namen, ihre Fahne, ihren eigenen kleinen Vorstand haben, der für die jährliche Fahrt nach Conchi Viejo verantwortlich ist uns die wohl spärlichen Gelder dafür verwaltet und von den Mitgliedern einsammelt.

Am Nachmittag setzten sich die Gruppen in Richtung Kirche in Bewegung., tanzend und singend im Wechsel— Vor der Kirche setzten die drei Gruppen ihre Tänze auf dem Kirchhof fort.

Man hatte inzwischen die kleine Heiligenpuppe dicht beim Eingang der Kirche auf der Erde niedergesetzt. Als die erste Gruppe ihre Tänze beendet hatte, kniete sie bei einem bestimmten Signal der Trommel nieder und zog knieend in die Kirche ein. Die Fahnenträgerin der Gruppe, eine einfache Frau um 40 in blauem Wollmantel erreichte die Puppe zuerst. Sie gab die Fahne an den neben ihr knieenden jungen Mann ab, fasste vorsichtig das Kleid der Puppe mit beiden Händen, küsste dessen Saum und begann dann, der Heiligen mit weinerlicher Stimme etwas zu erzählen. Die ganze Gruppe hörte still zu. Nach ihr kamen auch die anderen Gruppenmitglieder, die der Grösse und dem Alter nach aufgereiht waren, einzeln vor die Puppe, sprachen aber nicht laut mit ihr, sondern bekreuzigten sich, küssten ihr Kleid oder berührten sie mit dem Finger und führten diesen dann an ihre Lippen.

Nach dieser Begrüssung verkündete der im Hintergrund anwesende Priester, dass am nächsten Tag eine Messe stattfinden würde und er jetzt für Beichten zur Verfügung stände. Als alle ihre Opferkerze aufgestellt hatten, verliessen sie die Kirche, um der nächsten Gruppe Platz zu machen.

Wir verliessen die Kirche auch, um einen



Kirche von Conchi Viejo mit Tänzern.

Foto: I. Wichhorst



Fiesta de la Virgen del Carmen en Conchi Viejo — Tänzergruppe Foto: I. Wichhorst

geeigneten Zeltplatz zu suchen. Es war inzwischen dunkel, windig und sehr kalt geworden. Wir hatten eigentlich etwas ausserhalb des Ortes zelten wolle, fanden aber heraus, dass der geschützteste Ort das trockne Bachbett mitten im Ort war. Dort hatten sich schon 2 Lastwagen aufgestellt, und wir stellten unser Zelt dazu.

Später gingen wir noch einmal zur Kirche hinauf. Mitglieder der Tanzgruppen hatten auf dem Platz davor ein Feuer gemacht; die Musiker spielten wieder und einige tanzten um das Feuer herum, um sich warm zu halten. Andere standen in Grüppchen und tranken Ponche, ein alkonolhaltiges Milchgetränk und assen Hühnerstückchen und Brot dazu. Sie hatten sich jetzt dicke Ponchos umgehängt. Viele hatten breite, indianische Gesichter, dunkle Augen und schwarzes, glattes Haar. Sie boten mir auch von dem Getränk und ihrem Essen an.

Da es sehr kalt war — es mag einige Grade unter 0 gewesen sein — zogen wir uns bald ins Zelt zurück. Noch bis lange in die Nacht schallte die Musik vom Platz vor der Kirche herab.

Am nächsten Morgen, als es noch völlig dunkel war, wurde das Dorf durch die Trommel geweckt, wahrscheinlich zu einer Frühmesse. Wir standen erst später auf, weil es viel zu kalt war. Später gegen 10 Uhr formierten sich die Gruppen, um sich dann singend und tanzend zur Kirche zu bewegen. Wie am Nachmittag zuvor tanzten sie dort lange; danach fand eine Messe statt, und im Anschluss daran begann die Prozession.

Vorn gingen ein Weihrauchschwinger und ein Trommler. Dann folgten die Träger mit der Figur der Virgen Carmen und noch zwei anderen Heiligenfiguren, Antonius und vielleicht Petrus. Auch die chilenischen Nationalfahnen fehlten nicht; dann kam der Priester. Die Musikkapellen gingen jeweils vor ihrer Gruppe, die sich wieder und tanzend vorwärtsbewegte.

Zuschauer gab es ausser uns keine. Die Tänzer waren nur von wenigen Angehörigen begleitet, die fast alle eine Aufgabe innerhalb ihrer Gruppe hatten. Als die Prozession bei dem Kreuz auf dem weiten Platz vor dem Ort angekommen war, setzten sie die Madonna auf dem Sockel ab. Der Priester hielt eine kleine Ansprache, in der auch der Wandel des Oasenortes Conchi Viejo angesprochen wurde. Immer mehr Familien wären weggezogen, um in den nahen Orten Chuquicamata und Calama eine neue Existenz zu finden. Nur aus den ältesten Familien der Gegend, den Familien Galleguillos und Aimani gäbe es noch einige, die geblieben wären und sich wie früher von ihren Ziegen ernährten.

Dann begann der Haupttanz. Die Tänzer jeder Gruppe formierten sich in einer Doppelreihe, zwischen ihnen stellte sich der Vortänzer auf. Die Musiker aller drei Tanzgruppen hatten sich zusammengestellt und begannen zu spielen. Trommel, Trompeten. Die Tanz zeigte verschiedene Phasen. Es

Die Tanz zeigte verschiedene Phasen. Es gab Schritte und Sprünge, paarweises Zuordnen, wobei der eine Tänzer in die Hocke ging und der andere um ihn herumsprang.

Sie tanzten unermüdlich, ich weiss nicht, wie lange. In ihren roten Kostümen mit den grossen aus Flitter aufgestickten Schmetterlingen auf dem Rücken boten sie einen wunderbaren Kontrast zu dem braunen Wüstenboden. Den Hintergrund bildete die Cordillerenkette mit den Vulkanen San Pedro San Pablo gegenüber, zu denen die braune Ebene des Altiplano jenseits des Loa allmählich anstieg.

Als der Tanz schliesslich zu Ende war, ordneten sich alle wieder in den Prozessionszug ein. Die Heiligenfiguren wurden aufgehoben und zur Kirche zurückgetragen.

Das Fest war aber noch lange nicht zu Ende, es sollte den ganzen Tag und auch den nächsten und übernächsten noch weitergehen. Wir blieben aber nicht mehr so lange da. Nachdem wir die Schlucht am Ende des trockenen Flussbettes mit einigen schönen Kakteen besichtigt hatten, nahmen wir den Weg nach Calama, um von dort nach San Pedro de Atacama weiterzufahren.

Irmgard Wichhorst

Bei den Indianern am Rio Beni

Angefangen hat alles mit einem Radiokontakt. Als wir jetzt in der Cessna sitzen und über den mäanderdurchzogenen Urwald Nordostboliviens fliegen, zieht noch einmal alles in Gedanken an uns vorüber: der Hilferuf von Donald, einem Amateurfunker aus Cochabamba, der Besuch seiner Freunde, die so Unwahrscheinliches von ihrer Arbeit zu berichten wussten, und dann die Einladung nach Tumi Chucua, dem Zentrum des Instituto Lingüístico de Verano, von dem aus die Forschungs- und Missionsarbeit unter den zehn Indianerstämmen dieser Gegend betrieben wird.

Ja, und jetzt sollen wir einen solchen Stamm persönlich kennenlernen. Gil deutet nach vorn: "Dort ist es, Alto Ivón, das Dorf der Chácobos." Doch ausser einem etwas helleren Fleck im eintönigen Grün können wir noch nichts erkennen. Erst kurz vor dem Aufsetzten unterscheiden wir eine beängstigend kurze Graspiste und eine Ansiedlung aus ein paar armseligen Hütten. Es rumpelt noch ein paarmal, dann steht das Flugzeug still.

Noch ehe wir uns abgeschnallt haben, sind wir schon allseits umringt von dunkelhäutigen, schlitzäugigen Indianern, bei denen vorallem die breite Nase auffällt. Teilweise erkennt man in Nasenscheide und Ohren noch die Löcher für den Federschmuck, wie wir ihn zuvor auf Bildern sahen, doch diese Zeit scheint heute nicht nur Jahre sondern Generationen zurück. Auch die schönen Gewänder aus Baumrinde und die selbstgefertigten Armreife sind Dinge der Vergangenheit. Heute ist die Kleidung "importiert", durch ständigen Gebrauch jedoch längst verwaschen und verschlissen. Männer und Frauen sind barfuss, die Kleinkinder vollkommen nackt. In fremden Lauten wird über die Neuankömmlinge diskutiert. Gil stellt uns vor, doch auch jetzt ergreifen viele nur zögernd die dargebotene Hand. Dann geht es in langem Zuge dem "Dorfe" zu.

Achtzehn, von der Nähe besehen ganz stattliche Häuser stehen hier, alle selbstgezimmert, mit luftigen Wänden und einem ausladenden Dach aus Palmblättern. In der Mitte des Dorfes ein überdachter Versammlungsplatz (Plaza) und daneben ein Andachtsraum mit der öffentlichen "Bibliothek" (augenblicklicher Bücherbestand: 28 Bücher, einige davon sogar in Chácobo). Auf der anderen Seite ein Mehrzweckgebäude — das einzige Haus mit Türen —, in dem

der Sanitätsraum, ein kleiner Laden und die Garage für den Pistenrasenmäher (das einzige technische Gerät im ganzen Ort) untergebracht sind. Weitere öffentliche Gebäude: die erst vor kurzem eingerichtete "Schule", ein überdachter Raum mit einer Tafel, einem Globus, dem Porträt von Präsident Hugo Banzer und sechs Bänken, und der Getreidespeicher, in dem auf einem Zwischenboden (damit die Frucht nicht nass werden kann) die letzte Reisernte lagert. Die grösseren Häuser sind in verschiedene Räume geteilt, die kleineren haben nur einen Raum. An Einrichtungsgegenständen finden sich Hängematten, eine ewas erhöhte Lagerstatt aus Astwerk und ein Schemel für den Hausherrn. Die wenigen Utensilien, die es sonst noch im Hause gibt, hängen in irgend einem Winkel. An Kleidung scheinen sie nur zu besitzen, was sie auf dem Leibe tragen,

In einer Ecke oder unter dem Vordach befindet sich die Küche. Hier brennt ständig ein Feuer. Einige Tongefässe und neuerdings auch russgeschwärzte Blechtöpfe dienen der Zubereitung der einfachen Mahlzeiten. In einem wohl 10 l fassenden irdenen Bottich gärt ein selbstgefertigtes Getränk, die Chicha. Die wichtigsten Küchengeräte sind verschiedene Rühr- und Schöpflöffel, eine überdimensionale, aus einem Blechstück gefertigte Reibe, auf der die Yuca, eine grosse Wurzelfrucht, aus der man eine Art Mehl gewinnt, gerieben wird und ein trogartig gehöhlter Baumstamm, in welchem mit einem an den Rändern gerundeten Brett das Getreide wie mit einem Wiegemesser zerstossen wird. Auch einige Mörser, die dem gleichen Zweck dienen, sieht man im Dorf.

Bei unserem ersten Rundgang durch das Dorf scheinen bis auf ein paar Männer, die sich auf der Plaza versammelt haben um sich mit uns zu unterhalten, alle recht beschäftigt: Viele sind unterwegs, hauptsächlich zum Kautschukzapfen, dann aber auch zur Jagd (mager) oder zum Fischfang. Ein jüngerer Mann baut alleine an einem neuen Haus. Die Frauen kümmern sich um das Essen und um die Kleinkinder. Auch das Holz und das Wasser schleppen sie heran. Sie haben dazu grosse selbstgeflochtene Körbe, die sie an einem Stirnband aufgehängt auf dem Rücken tragen. Die Kinder sind am Vormittag in der Schule, wo sie, ehe es mit dem Castellano losgeht, in ihrer eigenen Sprache Rechnen, Schreiben und Lesen lernen. Am Nachmittag tummeln sie sich dann im Fluss. Dort wird auch das Wasser geholt, die Wäsche gewaschen und am Abend das Vieh (vor einigen Jahren als Kälber eingeflogen) getränkt. Auch ein Grossteil des "gesellschaftlichen Lebens" spielt sich hier — im Schatten des Urwaldes — ab.

Am diesem Nachmittag sollte es besonders hoch hergehen. "Viene el motor", haben wir schon am Morgen gehört. Und tatsächlich: gegen 2 Uhr kommt ein ca. 8 m langes, flaches Boot den hier oftmals nur 3 m breiten Fluss herauf. Zehn Tage waren die Männer unterwegs. In Riberalta haben sie ihren Gummi verkauft, jetzt bringen sie dafür Mehl, Zucker und Fett. Ein Festtag für Alto Ivón!

Doch unsere Zeit ist nur allzu kurz bemessen. Schon am nächsten Tag wird uns die Cessna wieder abholen. Während Gil seine Übersetzungen durchsieht, machen wir uns darum mit einem sprachkundigen Begleiter auf den Weg zu den Pacahuaras, einem Stamm der - fernab der "Zivilisation" der Chácobos - noch wesentlich ursprünglicher leben soll. Die Flinte unterm Arm führt uns Taita auf schmalen Pfaden und über wackelige Brücken flussabwärts durch den Dschungel, eine grüne Wildnis, wo man im wahrsten Sinne des Wortes vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen kann. Das Licht ist gedämpft, ebenso die Schreie der Vögel und das Schnarren und Ächzen irgendwelchen anderen Getiers. Die feuchte Hitze bringt uns ganz schön ins Schwitzen, doch noch mehr entblössen mögen wir uns auch nicht, stürzen sich dann doch gleich wieder die Tábanas auf uns, kleine schwarze Brummer, die im Stechen ganz besonders flink sind.

Ganz entgegen unserer Erwartung sind wir wie angekündigt nach 1 Std. Marsch an unserem Ziel. Der Weg führt zunächst über eine kleine Lichtung, auf der - wie bei den Chácobos - hauptsächlich Mais, Reis, Yuca und Bananen wachsen. Etwas weiter entdecken wir dann mitten im Wald ein Gebilde, das wir als "Lager" spielender Kinder deuten, uns von unserem Führer aber als erst vor kurzem verlassene Behausung der Pacahuaras vorgestellt wird, unter der unlängst die zweite Frau eines Stammesangehörigen begraben worden sein soll. Etwas 400 m weiter treten wir auf eine zweite Lichtung. Die Bäume liegen noch kreuz und quer und zeigen an, dass hier erst jüngst gerodet wurde. Und nun sehen wir auch das "Dorf" der Pacahuaras, bestehend diesmal nur aus einem einzigen Haus. Von ferne erkennen wir drei Frauen alle nackt. Auf unseren Anruf hin ziehen sie sich ins Haus

1 100

zurück und der Hausherr erscheint. Langsam geht er uns entgegen, um uns zu begrüssen. Erst jetzt wird uns klar: der ganze Stamm der Pacahuaras besteht nur noch aus dieser einen Familie.

Wir werden eingeladen, näher zu treten und dürfen auf einem Baumstamm Platz nehmen. Es entspinnt sich ein recht freundschaftliches Gespräch, in welchem unser Woher geklärt wird und der Pacahuara immer wieder mit dem Finger eine imaginäre Flugbahn in die Luft zeichnend seine Beobachtungen von unserer Ankunft am Morgen wiedergibt. Während der Unterredung haben wir Gelegenheit, uns unser Gegenüber etwas genauer anzuschauen: Im Körperbau und den Gesichtszügen gleicht er den Chácobos, nur dass seine Nase nicht so breit ausläuft. Dafür hat er - wie diese früher - die Nasenscheide und die Ohrläppchen durchbohrt und mit einem kurzen Bambusstück, aus dem bunte Federn ragen, geschmückt. Auch seine Haartracht ist ungewöhnlich: der vordere Teil ist kurz geschoren, hinten hängen die Haare lang herunter. Sein einziges Kleidungsstück ist eine vergilbte Badehose. Ein von Narben bedeckter Körper zeugt von der Härte seines tropischen Alltags.

Inzwischen haben sich auch die Frauen für den Besuch hergerichtet. In ebenfalls ganz abgeschossenen Kleidern - sicherlich ihre einzigen und nur zu besonders festlichen Anlässen zu tragen — treten sie vor das Haus und grüssen scheu. Wie sich herausstellt, sind sie Mutter und Töchter. Auch sie haben Nase und Ohren in der eben beschriebenen Form geschmück,t tragen die Haare aber gemässigt lang (Töchter) bzw. im Stoppelschnitt (Mutter). Die Mutter hat zudem ein Zeichen ihrer Mutterschaft - die Unterlippe perforiert und mit einem angespitzten Holzstück geschmückt. Die Unterhaltung wechselt, und wir kommen auf das Motorboot zu sprechen, das Stunden zuvor auch hier vorbeigekommen ist. Ausserdem erfahren wir, dass die Rodungsarbeit hauptsächlich von den Frauen geleistet wurde, da der Mann an Tuberkulose leidet. Und noch etwas: sie sind die letzten ihres Stammes, und mit ihnen wird er auch erlöschen denn die Töchter finden, geistig behindert, keinen heiratswilligen Mann.

Jetzt erst kommen wir dazu, unsere Geschenke (zwei grosse Fische und einige Grapefruits) zu überreichen. Die Freude ist gross. Als Gegenleistung werden wir eingeladen, das Haus zu besichtigen. Anders als das Waldlager ist es fest gefügt und weist gleich drei Räume auf. Eingerichtet ist es wie die Häuser der Chácobos, doch fehlt hier ausser einem Blechtopf und einem Spie-

gelrest jeglicher Hinweis auf die Neuzeit.

Und doch scheinen wir hier nicht die ersten Fremden zu sein. Als ich nämlich kurz darauf frage, ob ich ein paar Fotos machen darf, stelle ich an der Reaktion fest, dass sie anscheinend wissen, was gemeint ist. Nur zögernd wird mir meine Bitte gewährt, und auch dann darf ich nur die Frauen fotografieren. Wer weiss, welche animistische Vorstellung hier hemmend wirkt.

Freundschaftlich, wie wir empfangen wurden, werden wir auch wieder verabschiedet. Die Zeit drängt, denn es ist schon spät und die Dämmerungsphase ist hier kurz.

Nach unserer Rückkehr reicht es gerade noch zu einem erfrischenden Bad im Fluss, dann bricht die Nacht herein. Wir machen noch einmal eine Runde durch das Dorf, wo die Feuer jetzt ein warmes Licht verbreiten und setzen uns dann zu den Männern auf die Plaza. Wieder versuchen wir ein Gespräch anzuknüpfen, merken aber an den Antworten, dass wir nicht verstanden werden. Spanisch ist hier eben doch noch eine Fremdsprache! So sitzen wir noch ein Stündchen mit Gil und Marianne zusammen und fallen dann müde in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen besuchen wir noch einmal die Kinder in der Schule, beobachten

die Frauen beim Zerstossen des Getreides, schauen, wie das neue Haus Gestalt gewinnt und plaudern mit den "Bolivianos", zwei weissen Familien, die sich den Chácobos angeschlossen haben, um den Kampf ums Dasein nicht allein führen zu müssen. Wir erfahren, dass sie zunächst weiter flussabwärts gesiedelt hatten, bei einem Hochwasser aber all ihren Besitz verloren haben. Schon seit drei Jahren leben sie jetzt hier, sind aber noch immer Fremde und können sich nur in ihrer eigenen Sprache verständigen. Auch ihre Kinder haben das Chácobo noch nicht gelernt und sind darum vom Schulbesuch ausgeschlossen. Gastarbeiterprobleme, hier einmal andersherum...

Wir sind gerade dabei, noch einen Rundgang durch die Pflanzungen zu machen und im angrenzenden Wald zuzusehen, wie der Kautschuksaft gewonnen wird, als wir das Motorengeräusch der Cessna hören, die kommt, um uns abzuholen. Nun heisst es auch von Gil und Marianne Abschied nehmen, denn sie bleiben hier, um ihre Arbeit fortzuführen. "Drei Jahre noch, dann können wir uns wohl zurückziehen", meinen sie, als sie uns zum Flugzeug geleiten. Dann sehen wir sie wie verloren auf einer winzigen Urwaldinsel unseren Blicken entschwinden.

Heinrich Holzer

DAS FELSENGEBIRGE VON TALAMPAYA, PROV. LA RIOJA, ARGENTINIEN.

Wir wollten auf unserer diesjährigen Sommerreise (Januar/Februar 1978) die Ostseite der Kordillere kennen lernen. So waren wir bei Los Andes über die Kordillere gefahren und hatten uns bei Mendoza nach Norden gewandt, um über San Juan nach Tinogasta und Tucumán zu gelangen. In dem kleinen Städtchen Villa Unión in der Provinz La Rioja hörten wir nur durch einen Zufall von einem seltsamen Sandsteingebirge, das in einiger Entfernung von diesem Ort liege, dessen Besichtigung wegen grosser geographischen Schönheit lohne, das aber auch den archäologisch Interessierten zufrieden stellen würde. Man versicherte aber, dass man das Gebirge mit dem eigenen Fahrzeug nicht erreichen könne, dass man dazu eine Jeistungsstarke Camioneta oder einen Jeep benötige, dass man für diese Reise einen Fahrer und sein Fahrzeug anheuern müsse.

In einem benachbarten Dorf sollten wir

Fahrer und Gefährt finden können. Also machten wir uns auf den Weg, um diesen Führer zu dem Gebirge aufzusuchen. Er hiess Sergio Leiva, und er war auch gleich bereit, uns am nächsten Morgen zu den Felsen hinzubringen, verlangte aber für die beschwerliche Fahrt einen Preis von etwa 30,00 Dollar. Wir verabredeten den Treffpunkt für den nächsten Morgen und zogen ab. Das Land ist dort sehr eben und trocken soweit, wie man sehen kann, erheben sich auf beiden Seiten des Weges 3 - 4 m hohe Dornbüsche. Nach etwa 20 km Fahrt erblickt man auf der schnurgeraden Landstrasse einen dunklen Punkt, der beim Näherkommen rasch wächst; es ist ein etwa 20 m hoher, runder Felsen von rötlicher Farbe, mit glatten Wänden, der nur von einer Seite her besteigbar ist. Von oben hatte man einen weiten Blick über diese Ebene, in der man keine Siedlungen ausmachen

konnte. Dort an einer Felswand bauten wir unser Zelt auf, so hatten wir etwas Schutz vor dem heftig blasenden Wind.

Am nächsten Morgen mussten wir uns beeilen, um pünktlich am Treffpunkt zu sein, an einer einsam im Busch liegenden Polizeistation. Wir waren kaum angekommen, da erschien unser Fahrer auch schon mit einer Camioneta, es war nicht gerade das neueste Modell. Wir stiegen um, liessen unseren Wagen in der Obhut der Polizei, und los ging die Fahrt. Es sollen 60 km bis zu unserem Ziel sein. Zuerst ging es auf einem schnurgerade, durch den Busch gelegten Weg dahin. Don Sergio erzählte, dass die argentinische Petroleumgesellschaft diesem Weg angelegt habe, um in dieser Gegend nach Petroleum zu bohren. Aber dann bogen wir ab, und jetzt begann eine wahre

Hindernisfahrt. Der Weg war nur noch eine Spur; es ging in dem sandigen Bachbett weiter. Der Wagen mahlte sich durch den lockeren Sand, mal waren Steine zum Befestigen der Spur hingelegt, mal Zweige. Dann ging es wieder durch das Gebüsch am Rande des Baches, dann wieder in das sandige Bett, Langsam näherten wir uns einer dunklen Bergkette. Die Büsche hörten auf, das breite, sandige Bachbett verengte sich deltaförmig zu den Felswänden hin. Und über dem Bachbett erhoben sich senkrechte Wände aus rötlichem Sandstein. Unser Fahrer erklärte uns, dass sie an dieser Stelle eine Höhe von 150 m haben. Es sah aus, als hätte man die Wände mit einem Messer abgeschnitten, kein Pflanzenwuchs bedeckte sie.

An einer Seite, vor der eigentlichen Tal-



Im Vordergrund Büsche und niedrige Bäume. Im Hintergrund das Felsengebirge ... mit den 150 m hohen Wänden,

schlucht, waren Teile der senkrechten Wände zusammengestürzt und hatten einen Schuttkegel gebildet aus grossen Blöcken und lockerem Geröll. Dorthin leitete uns unser Fahrer. Ein schmaler Fussweg zog sich den Hang hinauf, und er brachte uns zu den Petroglyphen Zahlreiche Felsblöcke waren mit den üblichen Strichfiguren versehen: Jäger mit Speeren, zahlreiche Guanacos, zickzackartige Schlangenmuster, sonnenartige Zeichnungen. Es sind die Steinzeichnungen, die diese primitiven Jäger in die Felsen schlugen, bevor sie auf die Jagd auszogen, um mit diesen magischen Zeichen das Jagdglück zu bannen. Das seltsamste Zeichen unter diesen Petroglyphen ist das Bild einer Fuss-Sohle, und das Erstaunliche ist, dass dieser Fuss sechs Zehen hat. Die Fuss-Spur hat die natürliche Grösse eines menschlichen Fusses. Dies ist nicht eine vereinzelt dastehende Zeichnung, sondern wir konnten in Erfahrung bringen, dass in

dieser Zone schon mehrmals solche Fussdarstellungen als Petroglyphen gefunden wurden. Ein etwas abseits liegender flacher Stein hatte mehrere Näpfchen, tief ausgebohrt, ein Beweis, dass diese primitiven Jäger hier lange Zeit gewohnt hatten.

Alle diese herumliegenden Felsbrocken, auch die Petroglyphen, hatten eine schwärzliche Farbe und waren wie von einem Lack überzogen, wie es sich ergibt, wenn ein Gestein dauernd einer starken Winderosion ausgesetzt ist. Unser Fahrer erzählte uns auch, dass diese Zone sehr häufig von starken Sandstürmen heimgesucht wird.

Wir wandten uns der Schlucht zu. Das Flussbett war ganz eben, hatte eine Breite von 50 · 100 m und war mit weissem Sand ausgefüllt, Am Rande des Flussbettes standen grosse Algarrobo-Bäume und andere dornige Sträucher. Dann begann unmittelbar die senkrechte Wand von über 100 m. Im Flussbett war in dieser Jahreszeit nicht

ein Tropfen Wasser. Man fragte sich unwillkürlich: in welcher Periode der Erdgeschichte möchte dieser Fluss so viel Wasser geführt haben, um sich durch diese Sandsteine zu fressen. An einer Stelle hatte der Fluss eine Biegung gemacht und hatte mit seinem Wasser die Felswand unterhöhlt. Mehrere Meter tief ist die Höhle und so hoch dass man sich darin aufrichten kann. An einer anderen Stellen wurden wir auf den "Balkon" aufmerksam gemacht. Hoch über uns stand ein Felsband aus der senkrechten Mauer hevor, es sah einem Balkon täuschend ähnlich. An einer anderen Stelle stand man vor der "Bibliothek" eines Riesen. Mehrere horizontal und parallel verlaufende Schichten waren durch senkrechte, eng nebeneinander liegende Rinnen verbunden Mit einiger Fantasie sah man dort dicke und dünne Buchrücken in Reihen stehen. Das Flussbett wand sich in Mäanderform durch dieses Felsengebirge. Manchmal liefen wir ein Stück zu Fuss, um diesen Cañon besser auf uns wirken zu lassen manchmal fuhren wir ein Stück mit dem Wagen Nach etwa 4 - 5 km kamen wir auf die andere Seite des Sandsteingebirges. Dort waren die Felsen etwas niedriger, aber immer noch zwischen 50 - 100 m hoch. Hier war das Gebirge in voller Auflösung begriffen. Das Tal wurde wieder weiter, teilte sich in mehrere Arme, und es hatten sich einzelne, isoliert stehende Felsstücke gebildet die stark erodiert waren. An einer Felswand war die "Kathedrale". Das herabstürzende Wasser hatte aus dem Felsen Rinnen herausgewaschen, eine dicht neben der anderen, und dazwischen waren Felsenteile stehen geblieben. Es sah so aus, als wären es grosse Säulen, die nur halb aus dem Gestein geschlagen worden waren.

Wir folgten einem kleinen Seitental, dessen Boden dicht mit Algarrobos bewachsen war. Eine Amaryllis mit grossen weissen Blüten wuchs in dem sandigen Bett des Tales. Eine braunblütige Asclepiadacee rankte in einem Nachtschattengebüsch empor. Man musste durch das dornige Gebüsch kriechen, und dann war das Tälchen zu Ende. Wir befanden uns in einem fast kreisrunden Loch, das nur einen schmalen Ausgang hatte, und wir waren von senkrechten Wänden umgeben. Dieser Kessel mit über 50 m hohen Steilwänden war durch das herabstürzende Wasser ausgespült worden, aber unter anderen klimatischen Bedingungen; jetzt war nicht ein Tropfen Wasser zu entdecken. In dies runde Loch kam keine Sonne hinein und man fühlte sich wie in einem Verliess. Unser Fahrer war uns nachgekommen und brachte uns zurück zum Wagen. Er beglei-



Im Vordergrund Algarrobo Bäume, ein sandiges Bachbett. Zum Grössenvergleich: ein Mensch (Krels).

tete uns überall hin, und ich hatte den leisen Verdacht, dass er die Besucher dieses Nationalparks beobachten soll, damit diese keinen Schaden anrichten.

Wir waren jetzt auf der anderen Seite dieses Felsenriegels, und man konnte erkennen, dass diese Sandsteinschichten leicht nach dieser Seite einfallen. Wir fuhren ein Stück in dem ausgetrockneten Flusstal entlang und machten dann eine kurze Mittagsrast, um unsere mitgebrachten Vorräte zu verzehren. Es war mittlerweile sehr heiss geworden, und ein grosser Algarrobo bot uns angenehmen Schatten. Nachdem wir wieder Kräfte gesammelt hatten, ging es zu Fuss weiter. Die Sandsteinschichten waren so weit abgetragen worden, dass sie hier eine langsam ansteigende Fläche bildeten. Dieses ansteigende Gestein war nur sehr dürftig mit Vegetation bedeckt. Nach etwa einer Viertelstunde, in der wir immer höher stiegen, standen wir plötzlich vor dem "Cura", einer isoliert stehenden Felsnadel die vielleicht 30 oder 40 Meter hoch sein mochte. Sie stand allein auf einem Felsband und schaute in das weite Tal, aus dem wir aufgestiegen waren hinunter. Mit etwas Fan-



Der "Cura", eine isoliert stehende Felsnadel. Ein Mensch zum Vergleich daneben.

tasie konnte man den Kopf und die Kopfbedeckung ausmachen und darunter den langen Talar. Ein Erklimmen dieser Felsnadel ist unmöglich. Weiterhin war das "Schachbrett". An einer senkrechten Wand waren scheinbar härtere und weichere Schichten übereinander gelagert. Die weicheren Schichten waren stärker herauserodiert und bildeten Vertiefungen; die härteren Schichten standen hervor und bei günstigem Sonnenstand hatte die Wand hellere, von der Sonne beleuchtete und andere unbeleuchtete Felder. Es ergab den Eindruck eines Schachbrettes. Es gab ab dieser Stelle noch mehrere herauserodierte Felsen und Felsnadeln, aber keine konnte den "Cura" übertreffen.

Wir waren am Ende unseres Ausfluges angekommen. Noch einmal betrachteten wir die Gegend. Vor uns erstreckte sich eine weite Ebene, vielleicht 5 oder 10 km breit dahinter war scheinbar wieder ein Sandsteingebirge, denn mit dem Glas konnten wir Zacken und hochstehende Felsen ausmachen. Unser Fahrer erzählte auch, dass es noch mehrere solcher Schluchten gäbe, die aber schwerer zugänglich und auch nicht so lang seien.

Und wir dachten auch an die alten indianischen Jäger, die hier diese Gegenden durchstreift hatten. Das Gelände war ideales Jagdgebiet gewesen. Die Jäger brauchten eine Guanacoherde nur in die grosse Schlucht zu treiben, so wurde sie eine leichte Beute, denn ein seitliches Ausweichen war unmöglich. Oder sie konnten der Tiere leicht habhaft werden, wenn diese über die Felswände hinuntergesprengt wurden.

Wir kehrten zu unserer Camioneta zurück und fuhren wieder durch die lange Schlucht und wieder durch den Busch und das Flussbett zurück, und gut durchgeschüttelt erreichten wir unser eigenes Fahrzeug. Wir hatten ein wenig bekanntes Naturwunder sehen dürfen.

OTTO ZÖLLNER

Die Nacht auf dem Riverboat

Um 18.30 erreichen wir Puerto Bolivar in Ecuador, und dort beginnt das SCHAU-SPIEL einer nächtlichen Schiffsreise am Aquator.

Ein baumlanger schwarzer Träger bemächtigt sich unseres Gepäcks, packt die einzelnen Stücke und hebt sie mit muskulösen Armen auf eine Sackkarre und rast damit in einem Affentempo davon, in die Dunkelheit des Hafens hinein.

So rasch ich kann, folge ich dem Mann, denn die Abfertigung des Bühnengepäcks gehört auf dieser Reise zu meinem Ressort. Unter solchen Umständen ist es fast unmöglich, die Übersicht zu behalten. Man muss höllisch aufpassen beim Durchzählen der Kolli.

Ein wahres Wunder. Wieder einmal ist unser gesamtes Gepäck komplett. Kein Stück fehlt. Koffer und bultos sind im Laderaum des kleinen Fährdampfers "Don Antonio" gelandet.

Er ist von vorsinflutlicher Bauart. Der Rumpf des etwas 30 m langen und 6 m breiten hölzernen Schiffes erinnert an eine grosse Schute. Spantenartig sind an den Bordwänden Holzpfähle befestigt, auf denen das sogenannte Oberdeck ruht.

Im Bauch des Unterdecks lagern Berge von Bananen. Säcke mit Kaffee und Kakaobohnen, Fässer, Kisten und das Gepäck der Passagiere, darunter das unsrige.

Es wimmelt im Zwischendeck von Menschen, die bereits Stunden vor der Abfahrt über einen schwankenden Laufsteg an Bord gekommen sind, in Sorge überhaupt noch einen Platz zu bekommen,

Alle Hautfarben, alle Rassen scheinen sich an Bord dieses Schiffes ein maritimes Stell-dichein gegeben zu haben. Indianische Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern, Schwarze, cholos-Mischlinge, ecuadorianische Soldaten. Sie kauern auf den Decksplanken oder haben sich auf dem aufgerollten Tauwerk oder Segeltuch einen Platz gesucht Lebhaft wird geschwatzt, geraucht oder Karten gespielt. Niemand hat Eile. Auch der Kapitän nicht, was die Abfahrt betrifft.

Auf dem Oberdeck, das nur noch von der Steuermannskajüte überragt wird, halten sich die Passagiere auf, die den höheren Passagierpreis entrichtet haben. Kaufleute, Händler, Plantagenbesitzer und Angestellte.

Dieses merkwürdige, aus Brettern, Balken und Eisenträgern bestehende riverboat hat kaum zwei Meter Tiefgang und ragt etwa 8 m über das Wasser hoch. Ein schwimmendes Monstrum, das ständig in seinen hölzernen Fugen und Wandungen stöhnt, bei einem Alter von etwa 60 Jahren, angetrieben von modernen Dieselmotoren.

Man wird auf der Fahrt nie ein Angstgefühl los. Wie leicht kann so ein Schiff kentern, wie das bei dem Schwesternschiff "Bolivar" der Fall war, die mit 2900 Bananenbündeln beladen war, mehr als die Tragfähigkeit erlaubte, unvorschriftsmässig verstaut und nach Verrutschen der Ladung während der Fahrt durch die Bucht von Alcatraz kenterte, wobei 40 Menschen in der pechschwarzen Nacht ertranken.

Endlich gegen 21 Uhr legt unsere Arche "Don Antonio" vom schwankenden Ponton ab, der an einem in's Meer führenden Damm verankert liegt und stampft mit Volldampf in die Finsternis hinein, die weit voraus von den Blitzen des Leuchtturms der Insel Puna erhellt wird, der einstigen Absprungbasis des Francisco Pizarro.

Brütende Hitze herrscht auf dem Schiff. Aus unerklärlichen Gründen sind die Fenster des Oberdecks nicht zu öffnen. Wir verbringen die Nacht auf dem geschlossenen Deck und verzichte auf die Brutkastenhitze der Kabinen. In der kleinen Bordkantine gibt es zu unserer Enttäuschung nichts mehr zu essen. Ein ecuadorianischer Soldat beginnt eine Unterhaltung mit mir und bietet eine der schwarzen, starken einheimischen Zigaretten an.

Inzwischen hat der tüchtige Juanito chinchoros — bunte Baumwollhängematten-für uns organisiert, die auf dem schmalen Oberdeck an den dafür vorgesehenen Hanken befestigt werden. Nach einigen missglückten Versuchen gelingt es uns hineinzuklettern.

Unter uns schlafen andere Passagiere auf Matratzen, die auf die Decksplanken gelegt wurden. Es sind Cholos. Hin- und wieder spuckt einer von ihnen wie ein Lama in die Gegend. Eine Wolke von Schweissgeruch dringt nach oben. Das Nachtlager von Granada kann nicht schlimmer gewesen sein.

Aber wir fahren. Die "Don Antonio" sucht sich ihren Weg durch die Meerenge von Jambeli, passiert die Insel Puna und läuft in die Bucht von Guayaquil ein.

Die Leichter des Golfes gleiten vorüber. Die Männer auf den Matratzen schnarchen fest. Leicht schaukelt meine Hängematte. Ich verfalle in unruhigen Halbschlaf.

Um 4 Uhr früh macht die "Don Antonio" an der Mole von Guayaquil fest. In der Aussicht auf starken Kaffee und ein Frühmask im "Grand Hotel Metropoli" springe an Deck.

Neben wir klettert mein korpulenter Kolere Dieter schweissgebadet aus seiner Hänmatte. Bestimmt hat er einige Pfunde abgenommen. Der Bedauernswerte sieht wirklich sehr mitgenommen aus, und der erste Satz aus seinem Munde ist ein Zitat des Volpone: "Welch' eine Nacht! Ich glaubte, nicht mehr den Morgen zu erleben! . . . "

Gunther Schüler

Pozuzo - das vergessene Urwalddorf

Hennen Sie Pozuzo? Sicher werden Sie meine Frage verneinen! Pozuzo ist alles, und une Reise nach Peru, ohne Pozuzo gesehen haben, ist gar nichts! — so jedenfalls mechten wir, als wir im vergangenen Sommer zu unserer mehrwöchigen Reise nach Bolivien und Peru aufbrachen.

Aber schon auf der Plaza von Copacaba-22 (bolivianischer Wallfahrtsort am Titikaka-See) erhielten unsere Erwartungen ihren ersten Dämpfer. Wir begegneten dort einem Kollegen, der Lehrer an der Deutschen Schule "Alexander von Humboldt" in Lima ist. Deutsche Auslandslehrer erkennt man normalerweise daran, dass sie in einem VW-Campingbus reisen, d. h., wenn man einem solchen Vehikel begegnet, kann es eigentlich nur ein deutscher Kollege sein, und so begrüssten sich unsere beiden Busse auf der Plaza von Copacabana, als wären sie alte Bekannte. Meine neugierige Frage an den Kollegen, ob er als "Peruaner" schon in Pozuzo gewesen sei, musste dieser verneinen; er habe zwar vor einigen Wochen, als die Regenzeit des sog. peruanischen Winters noch nicht eingesetzt hatte, versucht, sich bis nach Pozuzo durchzuschlagen, aber unüberwindliche Hindernisse, wie reissende Bäche, unterspülte Strassen und die Warnungen solcher, die bereits in Pozuzo gewesen waren, hätten ihn veranlasst, kurz vor dem Ziel aufzugeben. Wir beschlossen, trotzdem nach Pozuzo zu fahren!

Die zweite Warnung erhielten wir in den Ruinen den alten Inca-Feste Pisac (bei Cuzco) von einem Kollegen der Schweizerschule in Lima. Auch er habe es in der Trockenzeit versucht, bis zu dem "vergessenen" Urwalddorf vorzudringen, aber widrige, durch starke Regenfälle bedingte Hindernisse auf dem Weg hätten ihn dann kurz vor Pozuzo zur Umkehr gezwungen. Da hatten wir es!

— Leicht entmutigt entschlossen wir uns, es nun erst recht zu versuchen. Also setzten wir unsere Sierra-Fahrt nach Nord-Westen fort, bis wir dann in Tarma rechts abbogen und in dem tief eingeschnittenen Tal des

Rio Palca nur noch abwärts Richtung Amazonasbecken fuhren.

Anreise mit Hindernissen

Schon bald strömte uns die feucht-warme Luft des tropischen Regenwaldes durch das offene Wagenfenster entgegen; es roch modrig-süsslich, und überall wurden Bananen, Mangos und andere tropische Früchte angeboten. Noch am späten Nachmittag erreichten wir La Merced und suchten uns in einem fast trockenen Flussbett einen Stellplatz für die Nacht. Der folgende Tag führte uns weiter Richtung Oxapampa, Trotz der hohen Luftfeuchtigkeit war die Ripio-Strasse so trocken, dass unser Wagen eine gewaltige Staubfahne hinter sich herzog. In La Merced hatte man uns noch erklärt, dass es zur Zeit besonders trocken sei, es habe schon vier Tage nicht mehr geregnet, und es bestünde durchaus die Möglichkeit, dass wir bis Pozuzo durchkämen - wir fassten neuen Mut! Nach 92 km Staubfahrt erreichten wir Oxapampa.

Das Städtchen macht auf den Ankommenden einen freundlichen, ja fast aufgeräumten Eindruck; überall Holzhäuser mit beinahe skandinavischem Aussehen, in den Strassen auffallend viele hellblonde und blauäugige Menschen, ein typisches Kolonisten - und Pflanzerstädtchen, in dem sich auch grosse Sägewerke angesiedelt haben wohl ein Ausdruck des Holzreichtums, den das vor uns liegende Amazonasbecken bietet. Erst später erfuhren wir, dass Oxapampa viel jüngeren Datums als Pozuzo ist; die Stadt ist sozusagen eine Tochtersiedlung von Pozuzo und hat wegen ihres verhältnismässig gesunden Klimas (1.600 m über dem Meer) etliche Einwanderer aus dem mittelund nordeuropäischen Raum angezogen.

Wir kauften Brot und andere Nahrungsmittel ein, liessen unseren schlauchlosen "Plattfuss" mit einem Schlauch aufziehen, so dass wir nun wieder über zwei Ersatzräder verfügten, und liessen schlisslich die fehlen-

den Liter im Tank nachfüllen, obwohl wir bereits 60 1 Benzin in Reservekanistern befestigt mit einem Spezialgestell am "Hinterteil" unseres Wagens — mit uns führten.

Um die Mittagszeit verliessen wir Oxapampa - 81 km weiter nördlich lag Pozuzo. Bereits wenige hundert Meter nach dem Ortsende verengte sich die Strasse an vielen Stellen auf Lastwagenbreite, auf beiden Selten wucherte undurchdringliches Buschwerk, und wir hatten bereits Mühe, die fast knietiefen Pfützen zu durchfahren, die anscheinend noch vom letzten Regen herrührten, Nach weiteren 5 km standen wir vor noch mehr Wasser: Vor uns durchtrennte ein ca. 40 m breiter Fluss die Strasse. Vorsichtig durchwatete ich die Furt. Das Wasser war an der tiefsten Stelle knietief; es war warm, leicht bräunlich und hatte eine verhältnismässig geringe Strömung. Als uns ein Lastwagen überholte, fragten wir den Fahrer, ob wir den Fluss ohne Gefahr durchqueren könnten und ob es mit unserem Wagen überhaupt möglich sei, bis Pozuzo durchzukommen, Er meinte, diesen Fluss würden wir ohne weiteres passieren können, es kämen auch noch Flüsse mit tieferen Furten, aber er denke, wir würden das schon schaffen, Also fuhren wir durch den Fluss, und es geschah tatsächlich nichts. Nach 10 weiteren Kilometern stiess Sigrid einen entsetzten Schrei aus. Vor uns endete der Weg - die Fortsetzung waren vier runde, blankgeschälte Baumstämme von ca. 5 m Länge, die so etwas Ähnliches wie eine Brücke bildeten -und auf der anderen Seite ging es dann wieder "normal" weiter. So also sahen die Brücken nach Pozuzo aus, sofern es überhaupt welche gab! Die Baumstämme waren mit unterschiedlichen Abständen parallel verlegt, so dass man sich die Stämme als "Brücke" aussuchen musste, deren Abstand die entsprechende Spurbreite des Fahrzeugs bildete. Wie ein Seiltänzer balancierte Sigrid auf einem Baumstamm zur anderen Seite rüber, dann lockte sie mich mit dem Fahrzeug auf die passende Spur. Vom vielen Regen waren die Stämme glitschig geworden; da genügte eine unkontrollierte Lenkbewegung oder ein zu kräftiger Tupfer auf das Gaspedal, und der Wagen rutschte von seinen "Schienen" ab, entweder gleich hinunter in das schäumende Wasser eines reissenden Baches, oder aber er setzte mit seinem Fahrgestell einfach auf den Stämmen auf. Mit einem seltsamen Gefühl in der Magengegend die Kinder hatten wir vorsichtshalber aussteigen lassen, und meine Tür war zum "Absprung" geöffnet - kroch ich Zentimeter für Zentimeter, den Richtungsweisungen von Sigrid streng gehorchend, mit dem Wagen

über die "Brücke". Wir schafften es tatsächlich! Dieser Brücke folgte bald eine weitere gleicher Art, und wir nahmen das erneute Hindernis schon fast mit seiltänzerischer Sicherheit.

Nach insgesamt 27 km Fahrt kamen wir durch Huancabamba, es war die letzte geschlossene Siedlung vor Pozuzo. "Strasse" verliess nun allmählich das Tal von Oxapampa und senkte sich in eine enge Schlucht. An manchen Stellen war sie buchstäblich in die Felswand gesprengt. Immer wieder lagen Felsbrocken auf der Strasse. Die grössten musste Sigrid erst auf die Seite räumen; denn sonst wären wir mit der Vorderachse aufgeschlagen. Zur Abwechslung mussten wir auch immer wieder Schlammbäder oder - was noch lästiger war — Hochwasser führende Gebirgsbäche durchqueren. In Zweifelsfällen durchlief ich die Furt erst einmal zu Fuss und versuchte. die grössten Quadersteine in der Strömungsrichtung des Wassers auf die Seite zu rollen. War das Wasser besonders tief, dann schob ich über das Auspuffrohr einen 1 m langen Gummischlauch, dessen freies Ende mit einer Schnur an der Heckklappe hing. Wir hofften so, dass bei einem Absterben des Motors während der Bachdurchquerung dann wenigstens über den Auspuff kein Wasser in das Motorinnere gelangen könne. Mit diesem Zusatz sah der Wagen im Wasser fast wie ein U-Boot aus.

Nach etwa 5-stündiger Fahrt - wir dürften bereits gut zwei Drittel des Weges Oxapampa – Pozuzo zurückgelegt haben blieben wir wie gebannt vor einem neuen, schier unüberwindbaren Hindernis stehen. Ich krempelte die Hosenbeine hoch und versuchte barfuss die ca. 25 m breite Furt eines reissenden Baches zu durchwaten. In der Mitte des Baches reichte mir das Wasser bereits bis über die Knie, und ich hatte Mühe, mich gegen die Strömung zu behaupten. Nur unter grosser Anstrengung gelang es mir, einige grössere Quadersteine aus der Fahrrinne zu rollen. Doch je mehr ich mich mit der "Räumung" des Bachbettes befasste, umso stärker wuchsen in mir die Zweifel, ob wir mit unserem verhältnismässig kleinen Fahrzeug überhaupt in der Lage waren, hier durchzukommen. Ich beschloss, in einem Haus, das auf der anderen Seite lag, zu fragen, was man dort von unserem Vorhaben halte. Man erklärte mir, dass wir mit unserem Auto bei der derzeitigen Wassertiefe des Baches keine Chance hätten, aber vielleicht falle das Wasser noch etwas; denn bis heute morgen habe es geregnet und da führe der Bach noch etwas Hochwasser. Ziemlich enttäuscht suchten

wir uns, soweit das bei der Enge der Strasse überhaupt möglich war, einen Stellplatz für die Nacht. Nach einer halben Stunde hörten wir Motorengeräusch, ein riesiger Lastwagen fuhr an uns vorbei und walzte ohne grössere Mühe durch die Furt. Auf der anderen Seite des Baches blieb der Lkw stehen; ein europäisch aussehender Mann stieg aus dem Führerhaus und rief uns auf deutsch, aber mit deutlich erkennbarem Tiroler Akzent zu: "Grüss Gott, ich heisse Witting, ich fahre nach Pozuzo. Wollen Sie, dass ich Ihnen bei der Überfahrt behilflich bin?" Und ob wir das wollten! Da bot sich uns die einmalige Gelegenheit, doch noch Pozuzo zu sehen! Hilfsbereit sprangen einige dunkle Burschen von der Ladefläche des Lastwagens herunter, und in wenigen Sekunden lag ein Stahlseil bereit, an das wir im Falle eines "Unterganges" einfach angehängt werden sollten. Wir machten unser Auto startklar und wasserdicht (unsere Kinder mussten Handtücher gegen den unteren Rand der Seitentür drücken!), und mit viel Gas und schleifender Kupplung peilte ich im schrägen Winkel zur Strömungsrichtung das Wasser an. Mit seiner anfänglichen Fahrgeschwindigkeit schob der Wagen eine gewaltige Bugwelle vor sich her. In der Mitte des Baches nahm die Geschwindigkeit jedoch merklich ab, ich fühlte, wie sich die Hinterräder frei durchdrehten und auch die Lenkung nicht mehr ansprach. Aus unserem Bus war ein Amphibienfahrzeug geworden, das - während im Führerhaus die Füsse allmählich im steigenden Wasser verschwanden - von der Strömung des Baches einfach abgetrieben wurde. Nach ca. 5 m "Dampferfahrt" merkte ich, wie die Räder wieder "Fuss" fassten, und im Nu hatten wir auch schon festes Land erreicht. Die Leute, die dem Schauspiel zusahen, klatschten begeistert Beifall, und wir öffneten die beiden vorderen Wagentüren, um das "getankte" Wasser wieder abzulassen. Herr Witting kam auf uns zu und begrüsste uns wie alte Bekannte. Er meinte, wir hätten nun das Schlimmste hinter uns. Wenn wir immer nur seinem Lastwagen nachfahren würden, dann kämen wir heute nacht bestimmt noch bis Pozuzo. Also "hängten" wir uns dran, so gut das bei unserem Fahrzeug überhaupt möglich war; denn unser Bus hatte für diese Art von Strasse eigentlich einen viel zu niedrigen Bodenabstand. Immer wieder schlugen wir auf oder blieben an irgendwelchen Wurzeln oder Ästen hängen; wir hatten überhaupt den Eindruck, dass der immer dichter werdende Urwald allmählich wieder vom Weg Besitz ergriff.

Nach einer halben Stunde stockte plötzlich

70.0

die ganze Fahrt. Wir stiegen aus und sahen vor uns eine ganze Karawane von Autos stehen, die an irgendeinem Hindernis nicht vorbeizukommen schienen. Ich lief bis zum ersten Fahrzeug vor und stellte fest, dass der Weg durch einen gewaltigen Bergrutsch völlig blockiert war. Uns blieb nichts anderes übrig, als die Nacht hier auf der Strasse zu verbringen. Für uns, die wir einen Campingbus dabei hatten, war das nicht so schlimm. Eine weitaus unangenehmere Nacht mussten die Leute verbringen, die auf der Ladefläche der drei vor uns stehenden Lastwagen eng zusammengepfercht sassen. Viele verbrachten deshalb die ganze Nacht draussen im Freien und diskutierten. Einige junge Männer kletterten über die schlammigen Erdmassen des Bergrutsches und liefen die restlichen 15 km noch in der Nacht nach Pozuzo ab, um die Strassenmeisterei zu verständigen. Obwohl der andere Tag ein Sonntag war, hatten wir Glück; bereits früh am Morgen kam von der anderen Seite eine Raupe herangefahren, und nach weiteren 3 Stunden war der Weg provisorisch so weit freigeräumt, dass wir die Stelle passieren konnten. Die Strasse führte nun immer tiefer in den Urwald; Schlamm und weitere Bäche, die viel Wasser führten, erschwerten die Fahrt nach Pozuzo bis zuletzt. Zur Mittagszeit gelangten wir dort an.

Glücklich in Pozuzo

Wir waren froh und stolz zugleich, dass wir es nun doch geschafft hatten. Als erstes baten wir den Pfarrer um einen Stellplatz für unseren Bus auf dem Gelände des Pfarrhauses. Pfarrer Luis Starker, ein deutscher Pater aus dem Sudetenland, der seit vielen Jahren seinen Dienst in Pozuzo als Seelsorger, Religionslehrer, Aushilfslehrer, Gemeindekassenwart u. a. m. versieht, musterte uns mit erstaunten Augen und meinte, um diese Jahreszeit würden eigentlich nur noch Lastautos den Weg nach Pozuzo schaffen und er müsse uns, obwohl er sich immer über Besuch freue, doch dringend raten, so schnell wie möglich wieder zurückzufahren; denn wenn erst einmal die Regenzeit richtig einsetzen würde, hätten selbst Lkws keine Chance mehr, das Dorf zu verlassen; Pozuzo müsse dann, wie fast in jedem Jahr, bis Anfang April mit dem Hubschrauber versorgt werden. Das war keine sonderlich gute Nachricht; trotzdem beschlossen wir, wenigstens eine Nacht in Pozuzo zu verbringen, es schien ja immer noch die Sonne!

Wir sahen uns im Ort um. Etliche Leute grüssten uns mit einem freundlichen Grüssgott oder kamen gar auf uns zu und fragten auf deutsch, woher wir kämen. In ihrer Sprache klang ganz deutlich Tiroler Mundart durch. Auch in ihrem Aussehen unterschieden sie sich von den eigentlichen Peruanern. Sie waren meist gross und hager, hatten eine helle Haut und nur selten dunkles Haar. Von den 800 Personen, die heute nach meinen Schätzungen in Pozuzo leben, dürfte mindestens die Hälfte Tiroler bzw. deutscher Abstammung sein. Noch besser soll sich nach Aussagen des Paters das Deutschtum in den Tochterkolonien Pozuzos erhalten haben, die da verstreut und isoliert im Urwald rings um Pozuzo liegen. Ca. 400 Personen, insbesondere ältere Leute, dürften heute noch ihre deutsch-tirolische Sprache bewahrt haben. Vor allem diejenigen, die "draussen" in der Kolonie leben, führen ein hartes, entbehrungsreiches Leben als Pflanzer. So erzählte uns ein Mann, der eine kleine Pflanzung in Sta. Rosa besitzt, von seinen beiden Kindern, die bei starkem Regen an Lungenentzündung erkrankten und beide in einer Nacht starben, weil der Arzt gerade einen Vollrausch hatte und deshalb nicht rechtzeitig eintraf.

Vor einem der Häuser, die heute noch alpenländische Bauzüge erkennen lassen, kam ich mit zwei Frauen ins Gespräch. Die ältere von beiden - sie war bereits 80 Jahre alt - konnte sich noch recht gut an die Schilderungen ihres Grossvaters erinnern, der im vergangenen Jahrhundert von einem Tiroler Dorf zusammen mit etlichen anderen tirolischen und rheinländischen Familien nach Peru ausgewandert war. Von Lima aus, so erzählte die Frau, benötigten die Leute fast zwei Jahre, bis sie das ihnen von der peruanischen Regierung versprochene Land im Pozuzo-Tal erreichen konnten. Etliche kamen bei dieser Wanderung ums Leben oder blieben bereits in der Sierra hängen. Die Unentwegtesten bauten sich auf ihrem Marsch durch den Urwald immer wieder Häuser als Stützpunkte und rodeten behelfsmässig den Wald, um wenigstens das zum Leben Notwendigste anbauen zu können. Als man schliesslich Pozuzo gegründet hatte, stellte man fest dass die Regierung überhaupt nicht daran dachte, die versprochene Strasse von La Merced nach Pozuzo zu bauen. So lebten die Einwohner von Pozuzo bis vor drei Jahren völlig isoliert in ihrem Dorf. Die ursprüngliche Verbindung zur Aussenwelt, d. h. nach La Merced, war ein Mula-Pfad, der nur in einem anstrengenden Viertagesmarsch bewältigt werden könnte. Man musste den Pfad zu Fuss gehen, weil der freigeschlagene Weg so schmal war, dass man beim Reiten mit den Beinen im Buschwerk hängengeblieben wäre. Später wurde dann Oxapampa gegründet, und dadurch verkürzte sich die Reise nach "draussen" um zwei Tage. Die Isolierung führte dazu, dass die Leute in Pozuzo wirtschaftlich völlig autark wurden; sogar die Schuhe stellte man dort selber her, und noch heute gelten die derben, zwiegenähten Bergstiefel der Tiroler Nachkommen als ein Begriff für Qualitätsarbeit. Heute liegt Pozuzos Haupterwerbsquelle in der Rinderzucht (Fleischvieh), und — so berichtete man mir — gewisse Leute sprächen bereits von den Kapitalisten Pozuzos, während man noch vor 20 Jahren über die verrückten Gringos lachte, die da unten im Urwald unter mühsamen Opfern ihr Dasein fristeten.

Der Ort besteht noch heute aus zwei Teilen, d.h. dem Dorf "Preussen" und dem Dorf "Tirol" — Ausdruck der ursprünglichen Zusammensetzung der Kolonistengemeinschaft. Da jedoch die "Preussen" (Rheinländer) in der Minderheit waren und wahrscheinlich auch als Volksgruppe weniger geschlossen waren, verschwand allmählich das "preussische" Element in der Sprache und der Lebensweise dieser Gruppe, und es erinnern heute nur noch die "preussischen" Familiennamen und die Sonntagstracht der Frauen an die ebenfalls mit eingewanderten Rheinländer.

Rückkehr

Die Nacht in Pozuzo war drückend schwül. gewittrig und schnackenreich. Als wir am nächsten Morgen aufwachten, regnete es in Strömen. Pfarrer Starker erkundigte sich per Funk über die Strassenverhältnisse nach Oxapampa. Die Auskunft war wenig verheissungsvoll: Der schrecklichste aller Wildbäche führte über 2 m Hochwasser, da gab es kein Durchkommen mehr! Der Regen wollte nicht aufhören. Wir blätterten im Pfarrhaus in der Dorfchronik herum und sassen dabei wie auf glühenden Kohlen. Endlich, gegen Mittag, wurde es heller, und die Sonne kam durch. Wir fuhren sofort los und erreichten nach 2 Stunden den gefürchteten Bach. Das Wasser war zwar wieder gefallen, aber es erschien mir doch noch höher und reissender als bei der Hinfahrt, Wir beschlossen zu warten. Dann kamen hintereinander ein Lastwagen und eine Camioneta. Der Fahrer der Camioneta hatte ebenfalls Bedenken, den Bach zu passieren. Er hängte seinen Wagen mit einem Stahlseil an den Lastwagen; doch dann blieb der Lastwagen in der Furt selber hängen. Der Fahrer legte den Rückwärtsgang ein und schob dabei die Camioneta an der Kühlerhaube wieder rückwärts aus dem Wasser. Das Fahrzeug sah von vorne aus, als wäre es auf die Schnauze gefallen. Erst beim zweiten Versuch klappte es. Wir beschlossen daraufhin es ohne Hilfe zu wagen. Mit viel Schwung ging es ins Wasser, und unser Wagen schwamm auch sehr schnell teils quer zur Strömung, teils mit ihr, bis er auf der anderen Seite wieder "Fuss" bzw. "Rad" fasste. Doch wollte die Auffahrt an das andere Ufer nicht mehr gelingen. Der Neigungswinkel war zu steil. Unser Wagen hing mit seinem Hinterteil tief im Wasser. Ich liess den Motor im Leerlauf mit viel Gas laufen. Aber bis man uns endlich an das Stahlseil gehängt hatte, war der Motorraum voll Wasser gelaufen und buchstäblich ersoffen. Das Lastwagen zog uns heraus, aber unser Auto machte keinen Muckser mehr. Zum Glück waren nur die Anschlusskappen zu den Zündkerzen nass geworden, und wir konnten bereits nach kurzer Zeit unsere Fahrt fortsetzen. Sie dauerte etwa eine Stunde bis wir wieder an die Stelle kamen, die uns vor zwei Tage eine Nacht des Wartens beschert hatte. Es war schon wieder Erdreich nachgerutscht, so dass nur noch grössere Autos eine Chance hatten, da durchzukommen. Wir selber blieben einfach im Schlamm stecken, und ich hatte Mühe, den Wagen wieder rückwärts herauszufahren. Ich versuchte die nachgerutschten Erdmassen mit unserem Autospaten wegzuschaufeln. Es war umsonst, immer wieder kam neues Erdreich nach. Schlammverschmiert gab ich auf, und wir beschlossen, an Ort und Stelle zu übernachten. Am nächsten Morgen erschien erneut die Raupe, und eine Stunde später konnten wir unsere Fahrt fortsetzen.

Eine weitere — aber nicht die letzte! — Unannehmlichkeit hatten wir wenig später mit einer quer über den Weg verlaufenden Wasserrinne, die so stark ausgespült war, dass der Wagen bei dem Versuch, sie zu überqueren, zugleich hinten und vorne aufsass. Ich musste das Fahrzeug mit Gewalt zurückfahren, wobei ich mit Schwung gegen eine nicht einkalkulierte Felsnase stiess, so dass das Spezialgestell für die Benzinkanister von da an ziemlich windschief wegstand. Die Rinne zu überqueren gelang uns

schliesslich nur dadurch, dass wir aus Steinen zwei Dämme in Abstand der Radspuraufschichteten. Wir kamen noch am gleichen Tag bis La Merced, wo wir wieder unseren alten Stellplatz aufsuchten.

Ringsum kamen dunkle Gewitterwolken auf, und so brach die tropische Nacht noch eher herein. Wir krochen in unsere Betten und konnten vor Schwüle nicht einschlafen. Eines der Gewitter schien immer näherzukommen; es begann zu regnen und dann prasselte ein wahrer Wolkenbruch auf unser Autodach herab. Sigrid meinte, ich solle mir doch einmal das Bachbett, in dem wir standen, ansehen. Ich blinzelte durch das Fenster und konnte feststellen, dass der im Flussbett noch vorhandene Wasserlauf leicht angestiegen war. Also legte ich mich beruhigt wieder hin. Eine halbe Stunde später meinte Sigrid besorgt, sie würde so eigenartig gluckernde Geräusche vernehmen, Ich hatte keine Lust, schon wieder aufzustehen. Sigrid liess mir jedoch keine Ruhe, und so machte ich die Schiebetür des Busses auf, um nachzusehen. Der Anblick, der sich mir draussen bot, liess mich gewaltig erschrekken. Unser Wagen stand inzwischen mitten in einem Fluss, der bereits 30 cm Wasser führte. Ich setzte mich sofort ans Steuer und fuhr den Wagen mit ausgefahrenem Dach auf die 50 m entfernte Strasse; dort versuchten wir am Strassenrand unsere Nacht fortzusetzen. Es wollte aber nicht mehr so recht gelingen; neben uns stauten sich die Autos, weil niemand mehr wagte, den inzwischen reissenden Fluss zu durchqueren. Übernächtig verliessen wir am Morgen La Merced und hatten schon nach wenigen Stunden die Sierra wieder erreicht. Unser Ziel hiess Lima, und wir freuten uns auf ein wenig Zivilisation. Wir waren glücklich, dass wir es nun doch bis Pozuzo geschafft hatten wir waren aber auch froh, dass wir so glimpflich davon gekommen waren. Wir beschlossen, nie wieder - zumindest nicht in der Regenzeit - nach Pozuzo zu fahren!

Klaus Weidinger

FAHRT DURCH URUGUAY, SUEDBRASI-LIEN UND NORDARGENTINIEN.

Wem die Reiselust im Blute lebt, der kann alt und aelter werden und wir immer noch den Wunsch in sich spueren, hinaus in die Welt zu ziehen, um viel Neues zu sehen und zu erfahren. Bei uns ist die Reiselust anscheinend eine Familieneigenschaft, denn es leben Verwandte in Montevideo, Curitiba und in der Provinz Misiones, in Nordargentinien, ausser denen in Bolivien und Suedafrika.

Da es nach einem chinesischen Sprichwort spaeter ist als man denkt, so meinte mein Mann, es waere an der Zeit, eine Verwandtenrundreise zu unternehmen. So schenkte er mir die Fahrt zum 60. Geburtstag.

Der Flug von Santiago nach Montevideo in 3 Stunden gestaltete sich nicht so schoen wie ich erwartet hatte, da die Kordillere durch Nebel verdeckt war und der Aconcagua unsichtbar blieb. Aber spaeter flogen wir ziemlich tief ueber die La Plata-Muendung, liessen Buenos Aires rechts liegen und sahen nun die unendlich angedehnten Straende von Uruguay unter uns.

Im Flughafen von Carrasco — er ist aermlicher als der von Pudahuel, was die Ausstattung anbetrifft — erwarteten mich Tochter Roswitha, Schwiegersohn Luis und Enkelin Camila. War das eine Freude! Sie versuchten mir so viel wie moeglich von Montevideo und Umgebung zu zeigen.

86 Prozent der Bevoelkerung leben in der Hauptstadt. Dabei besitzt Uruguay genau so viel anbaufaehige Bodenflaeche wie Chile, aber 40 % dieses Landes befindet sich im Besitz von 50 Familien, die auch in der Regierung tonangebend sind. Ich hatte Gelegenheit, mich mit vielerlei Leuten zu unterhalten, und i.a. waren sie unzufrieden. Fleisch und Leder sind Uruguays Haupt-Exportartikel. Durch die Oelkrise koennen sie nur schwer ihre Produkte verkaufen und muessen teuer fuer das Petroleum bezahlen. Es herrscht Arbeitslosigkeit. Industrien koennen nur schwer bestehen, weil der Absatzmarkt von 3½ Millionen Menschen zu klein ist.

Wieso ist dieses Land entstanden? Es existierte im vorigen Jahrhundert eine portugiesische Kolonie auf der La Plata- Seite namens Colonia. Andererseits gab es viele spanische Einwohner. So erhob Brasilien Anspruch auf diese Provinz, ebenso wie es Argentinien tat. England faellte das salomonische Urteil: keiner erhält dieses Land, son-

dern es wird ein selbstaendiger Staat. In seiner ganzen Art gehoert es mehr zu Argentinien. Es wird ausschliesslich Spanisch gesprochen mit stark italinischem Einfluss. Mich regte es z. B. auf, wenn man mehrmals meine kleine Enkelin als "nena divina" goettliches Kind - bezeichnete, einem uebertriebenen Ausdruck, der aus dem italienischen stammt und den man in Chile nicht kennt. Italienisch ist wohl auch der Zusammenhalt der Familien. Einer fuehlt sich verantwortlich fuer den anderen, und sie helfen sich gegenseitig. Ich musste viel an den Film "El Padrino" denken. An einem Sonntag hatte ich Gelegenheit, eine Hochzeit von Luis Kusine auf dem Lande mitzumachen, 2 Stunden im Auto von Montevideo entfernt. Die Landschaft ist voellig eben und erinnert durch die schwarze Erde und die regengewaschenen gruenen Schattierungen der Baeume an den Sueden Chiles.

Luis baskische Vorfahren hatten einstmals auf dem Lande gelebt, und daher existierte noch ein grosses Haus, im franzoesischen Stil des vorigen Jahrhunderts eingerichtet. Schraeg gegenueber lag die kleine Familienkapelle, aus Ziegelsteinen errichtet und weiss uebertuencht. Die Hochzeit war nicht feierlich, sondern eher froehlich. Ein tropischer Regenschauer am Morgen liess befuerchten, dass das anschliessende Gartenfest fuer die 80 Gaeste ins Wasser fallen wuerde. Aber nach der kirchlichen Trauung kam die Sonne zum Vorschein und alle halfen. Stuehle, Baenke und Tische in den Garten zu schaffen und das Feuer unter dem riesigen Grill in Gang zu bringen. Was fuer Unmengen Fleisch wurden da zubereitet!

Ueberhaupt sind Fleisch, Butter, Kaese und andere Milchprodukte viel billiger als in Chile und insofern Volksnahrungsmittel. Hingegen sind Eier und Huehner teuer: Gemuese und Obst nicht so schmackhaft. An Fischen gibt es wenig Auswahl. Locos und Erizos sind unbekannt.

Waehrend des Essens wurden viele Reden gehalten, zur Gitarre gesungen, und Gedichte rezitiert, was bei uns nicht mehr ueblich ist. Das eben getraute Ehepaar machte einen sehr jungen, unerfahrenen Eindruck. Die Menschentypen erinnerten an Suedeuropaer, schlank, hochgewachsen, weisshäutig, einige mit blauen oder gruenen Augen, einige mit Glatzen, aber es gab keine Dicken darunter.

Jedenfalls hat hier keine Vermischung mit Indianern stattgefunden. Diese sind alle ausgerottet worden. Es existiert in Montevideo ein sehr schoenes Bronzedenkmal zu Ehren der letzten Charúa-Indianer.

Ueberhaupt zeichnet sich Montevideo durch eine Reihe schoener Denkmaeler aus, so die beruehmte Ochsenkarrete.

Besonders schoen ist der Palacio Legislativo, in dessen Innerem 50 verschiedene Marmorsorten verwendet wurden, Marmor, der aus dem Inneren des Landes stammt. Es gibt sogar eine Plaza, deren Pflaster aus Marmorplatten besteht. Aber leider ist dieser Reichtum inzwischen zu Ende gegangen,

Ein andermal hatte ich Gelegenheit, im herrlichen, grossen Prado-Park einer "Doma de Potros", Bändigung von jungen Pferden zuzusehen. Ein Holzzaun trennte das Publikum, z. Teil auf Tribuenen, z. Teil stehend. von der ovalen ebenen Flaeche, die fuer das Schauspiel vorgesehen war. Drei dicke Holzpfaehle etliche Meter voneinander entfernt, dienten zum Festbinden der Tiere, die nacheinander losgelassen wurden. Den jungen Pferden wurden die Augen verbunden und 2 oder 3 "Preparadores" in Gauchotracht, d.h. mit Pluderhosen, Stiefeln, breitem Guertel, Hemd, verwegenem Halstuch und Hut hielten es, damit der Reiter aufsitzen konnte. Ein Hornsignal ertoente die Binde fiel von den Augen des Tieres, das, losgelassen, davon raste wie vom Teufel besessen und die verwegensten "Corcoveos" anwandte, um den Reiter abzuwerfen. Wenn es diesem gelang, 10 Sekunden im Sattel zu bleiben, so hatte er das Pferd besiegt. Mansch einer wurde abgeworfen und der Krankenwagen stand bereit. Das bunte Publikum raste vor Begeisterung, wenn das Pferd sich elegant aufbäumte oder der Reiter es fertig brachte, nicht abgeworfen zu werden. Manches Tier zeigte blutige Flanken durch die grossen Sporen, mit denen der Gaucho es zu bändigen Anschliessend wurde von suchte. Folklore-Gruppe in Trachten aus dem vorigen Jahrhundert der Pericón zur Ziehharmonika getanzt, Es folgten die Payadores, die Verse improvisierten und sich gegenseitig anulkten.

Wir machten noch einen Spaziergang durch den Park, der durch den häufigen Tropenregen stets sauber gewaschen und grün aussieht. Überall sassen Familien auf den Liegweisen, beschattet von schönen Ombües, dem Nationalbaum Uruguays. Charakteristisch erschien mir bei vielen Leuten die unter den linken Arm geklemmte Thermosflasche. In der rechten hielt man den Mate mit Bombilla, der in der Familie kreiste. Von Zeit zu Zeit wurde vom Thermos heisses

Wasser auf den Mate gegossen. Das Vergnügen währte stundenlang, denn jede Familie besass mindestens 2 bis 3 Thermosflaschen. Kinder spielten, wie überall auf der Welt. Die Alten machten es sich auf dem Rasem oder auf umgefallenen Baumstämmen bequem.

Ich wünschte, wir hätten in Santiago und Valparaíso nur annähernd so viel schöne Parks im Verhältnis zur Bevölkerung, wie ich in Montevideo und Buenos Aires erlebte. Nur ist es bei uns schwieriger, solche "Lungen" zu erhalten, weil es viel weniger regnet. An verschiedenen Tagen liess ich mich stundenlang im Zentrum vom Verkehr treiben und beobachtete dabei die Menschen und die Schaufenster. Es war auffallend: auf 100 Frauen kamen vielleicht zwei, die als schön zu betrachten waren. Hingegen gab es viele jüngere, gutaussehende Männer des italienischen Typs, oft schon in jungen Jahren zu fett, weil zu viel Fleisch und Nudeln konsumiert werden. Hier gibt es einen Überschuss an Männern und es wird häufig spät geheiratet. Man sieht wenig Kinder und viele Alte. Laut Statistik nimmt die Bevölkerung ab. Sicher spielt die augenblickliche schlechte Lage im Lande dabei eine Rolle.

Was die Schaufenster anbelangt, so sah man in der 18 de Julio, einer der Hauptstrassen, viele Lederjacken und Mäntel, auch aus Gabardina, mit Schaffell gefüttert; nicht so reich in der Auswahl wie in Buenos Aires; Fellschuhe und Teppiche. Es gab viele importierte Artikel. Die Kauflustigen waren zum grossen Teil Ausländer, hauptsächlich Brasilianer und Argentinier.

Es wurde Zeit, an die Weiterfahrt zu denken. So belegte ich den brasilianischen Liegebus, den Leito". Man wurde fast wie im Flugzeug verwöhnt, erhielt Bonbons, Schokolade, Kekse und herrlichen brasilianischen Kaffee. Überhaupt war es jetzt vorbei mit dem Tee. In Brasilien trank man eben zubereiteten Kaffee, der viel bekömmlicher ist, als wie der bei uns übliche Nescafé.

Die Reise von Montevideo bis Curitiba, mit einer Unterbrechung von 11 Stunden in Pto. Alegre, kostet etwas weniger als 100 DM; man legt ungefähr 1450 km zurück.

Die Fahrt begann Punkt 8 Uhr abends in Montevideo und gegen Mitternacht gelangten wir an den Uruguayischen Grenzort 18 de Julio. Es wurde nur einiges Gepäck aufs Geratewohl herausgenommen und revidiert. Mein bescheidenes altes Köfferchen war nicht dabei. Eine Stunde Fahrt weiter und wir befanden uns in Chur. Schon hier begann der krasse Unterschied zwischen Uruguay und Brasilien: das Zollgebäude modern und hell beleuchtet, die Revision gründlich, Toi-

lettenräume picksauber. Mit meiner Erklärung, ich sei eine Grossmutter auf Verwandtenbesuch, hatte ich stets Glück. Mein Koffer wurde kaum untersucht. Wenn ich langsam und deutlich Spanisch sprach, wurde ich meist gut verstanden, aber wehe, wenn ich erwähnte, dass das Portugiesische ein Dialekt des Spanischen sei, dann war jeder Brasilianer beleidigt. Ihre Sprache nennt sich "brasileiro" und ist die schönste der Welt. Ueberhaupt kann man jedes Herz gewinnen, wenn man ihr Land lobt. Für die Nacht schob man sich die bequeme Beinstütze unter und lehnte den Rücksitz weit zurück, so dass man sich sogar seitlich legen konnte. Dazu erhielt man eine warme Wolldecke, schlief ich fest und traumlos, nur zeitweise geweckt, wenn die Schlaglöcher der Strasse zu gross waren.

So bald es hell wurde, zog ich die Gardine beiseite, um recht viel von der Landschaft zu sehen. Wir fuhren durch die Provinz Rio Grande do Sul, kamen von der Pampa in Uruguay, die sich in der Tiefebene Suedbrasiliens fortsetzt, jetzt zu der einem bewaldeten, zerkluefteten Sierra. Bergland, das sich in breitem Bogen in Kuenstennaehe hinzieht. Die wundervolle Getulio Vargas-Bruecke ueber den Guaribafluss liess im Hintergrund die Hochhaeuser Porto Alegre durch blicken, groessten Hafen - und Hauptstadt von Rio Grande do Sul.

Der Bus folgte eine Strecke dem Lauf des Flusses, und dann bog er in die riesige, rundgebaute Endhaltestelle fuer Busse, die , ein und hielt am Interna-"Rodoviaria" tionalen Teil. Es gab hier hunderte von Bussen, und ich prägte mir genau die Stelle ein, von wo der Bus nach Curitiba am Abend abfahren musste. Was nun? Es war 8 Uhr morgens, und ich hatte elf Stunden Zeit. Als erstes beschloss ich, eine gute Tasse Kaffee zu trinken und das Leben und Treiben auf der Rodaviaria zu beobachten. Wie ganz anders war hier die rassische Zusammensetzung als in Montevideo! Wahrscheinlich durch das tropische Klima bedingt, erschienen mir die meisten Mensenen, ob hell oder dunkelhäutig als besonders hochgewachsen. Man sah verhältnismässig wenig Neger. Dafür gab es viele europäische Typen, aber in der Kleidung hatte sich entschieden der Negergeschmack durchgesetzt. In Chile würde es keinem Mann einfallen sich mit lila Hose und rosa oder apfelsinenfarbigem Hemd zu präsentieren. Hier waren die ausgefallensten und buntesten Zusammenstellungen an der Tagesordnung. Irgendwie drückte sich Lebensfreude darin aus.

0 - 00 1

Zufällig setzte sich eine ältere Frau neben mich auf die Bank, die mir nach deutscher Kolonistin aussah. Schnell kamen wir ins Gespräch. Ihr Deutsch war nicht immer leicht verständlich, da zu dialektgefärbt. Sie schien über keinen grossen Wortschatz zu verfügen, aber sie verhalf mir zu einigen interessanten Daten. Ihre Vorfahren betraten 1824 brasilianischen Boden. Sie stammten aus der Donaumonarchie und waren dem Ruf Kaiser Pedros I und seiner Gemahlin Leopoldine, einer Urenkelin Maria Theresias. gefolgt. 1822 erfolgte Brasiliens Unabhängigkeitserklärung unter der Herrschaft von Pedro I. Er und seine Gemahlin kamen zu der Erkenntnis, dass Brasilien ewig von Portugal abhängig sein musste, wenn es nicht gelang eine eigene Landwirtschaft aufzubauen. Leopoldine war eine ausserordentliche Frau, die sich zum Vorbild Kaiserin Maria Theresia genommen hatte. Ihr Andenken steht in Brasilien hoch in Ehren. Sie sorgte nicht nur für die Anwerbung deutscher Bauern, sondern brachte auch einen Stab tüchtiger Beamter, Wissenschaftler und Offiziere mit.

Um Porto Alegre, Sao Leopoldo und Nova Hamburgo sollen ungefähr 60.000 Deutschstämmige eingewandert sein. Aber 1940 wurde die deutsche Sprache in der Öffentlichkelt verboten und jede deutsche Schule geschlossen. Erst jetzt ist es wieder erlaubt, an die brasilianische Schule freiwilligen deutschen Unterricht anzuschliessen, doch es fehlt an Lehrern. Inzwischen hat ein Grossteil der Jugend die deutsche Sprache nicht mehr erlernt und bekundet auch kein Interesse dafür.

Meine Enkel, sagte die Kolonistin, antworten auf Brasilianisch, wenn ich sie auf Deutsch anrede. Leider ging ihr Bus, so dass ich sie nicht länger ausfragen konnte.

So beschloss ich, eine Stadtrundfahrt zu unternehmen. Der erste Stadtbus, in den ich mich setzte, kam nach kurzer Zeit an die Endhaltestelle. So fragte ich den Fahrer, welchen Bus ich nehmen müsste, um recht viel von dieser herrlichen, unvergleichlichen Stadt zu sehen. Anscheinend hatte ich mit solcher Übertreibung direkt ins Schwarze getroffen denn der Chauffeur erklärte mir umständlich alle Schönheiten, die ich mit Bus Nr. 21 sehen würde. Ausser den üblichen Hochhäusern, den Parks, den Schiffsanlagen halbverdeckt von hohen Mauern, interessierten mich besonders die Vororte, wo die armen Leute wohnen. Hier schien mir nicht so eine grosse Armut zu existieren. In dieser Stadt von 800.000 Einwohnern soll es keine Arbeitslosen geben, wie überhaupt in Südbrasilien nicht. Das Elend ist besonders gross in Nordbrasilien.

Schliesslich gelangte ich bergauf, bergab, in eine Gegend, wo nur Neger und Mulatten lebten. Im Bus war ich die einzige Weisse ausser dem Fahrer, aber ich wurde nur von den Kindern neugierig gemuster. Ich schnupperte in der Luft; es war ein heisser Tag und ich suchte nach dem typischen Negergeruch, der mir von einer früheren Reise erinnerlich war. Hier war nichts davon zu merken. Es roch nur nach billigem Parfüm. Die bunte Kleidung der Negerinnen stimmte mit den Holzhäusern überein. Diese standen in kleinen Gärten, auf den verschiedenen Seiten verschieden bemalt: wieder lila mit orange oder rosa und grün. Von Weitem nahm es sich aus, als stammten sie aus einem Spiel=Baukasten. Ein freudlicher Anblock! Nicht zu vergleichen mit den "Callampas" in Chile!

Es war 3 Uhr mittags und eine drückende Hitze. Neben einem Park stieg ich aus und beobachtete die vielen unbekannten Bäume. Auf einem Fussballplatz spielte eine Gruppe von Jungen, trotz Hitze.

Da ich nicht genau wusste, wie weit entfernt ich mich vom Rodoviario befand und insofern auch nicht die Zeit bis dorthin bemessen konnte, hielt ich ein Taxi an und liess mich zurückfahren. Eben hatte ich mich an die Umrechnung vom Peso Uruguayo zum Peso Chileno gewöhnt, da hiess es die Umrechnung zum Cruzeiro zu lernen. Der Cruzeiro weist ein noch schlechteres Verhältnis zum Dollar auf als unser Peso.

Auf der Rodoviaria angelangt, besorgte ich mir ein Federmesser und Schokolade. Das Federmesser nicht etwa zur Verteidigung, sondern um mir unterwegs Obst schälen zu können. Das ist billiger, als essen zu gehen. Von der Schokolade kam ich bei späteren Fahrten ab. Erstens schmilzt sie bei der Hitze und zweitens ist sie teuer. So besorgte ich mir Bonbons und Kaugummi. Wenn ich mit Jugendlichen ins Gespräch kommen wollte, war Kaugummi zum Anbieten am Geeignetsten.

Punkt 7 Uhr nachmittags fuhr der Liegebus nach Curitiba ab. Ich hatte Glück mit meinem Sitznachbarn, einem Brasilianer italienischer Herkunft. Er erzählte von Caxias, wo die Regierung vor Jahren Italiener ungesiedelt hatte. Diese führten Weinbau und Weinkeltereien ein, ebenso wie Seiden- und Wollfabriken und metallverarbeitende Industrien.

Da er mich fragte, klärte ich ihn über die Lage von Chile auf, über die er falsch unterrichtet war. Im Allgemeinen fand ich, dass Brasilianer Verständnis für unsere politische Situation aufbrachten, weil sie unter Joao Goulart, ähnliche Probleme erlebt hatten. Im Reisebüro von Montevideo hatte man mir gesagt, dass ich gegen 12 Uhr mittags in Curitiba einrteffen würde. Dies telegraphierte ich meiner Kusine. Wie enttäuscht war ich, als wir schon um 8 Uhr morgens ankamen. Ich hätte noch mehr von der Landschaft sehen wollen!

Ausserdem schien es mir keine angemessene Besuchsstunde zu sein. So trödelte ich bis neun Uhr und versuchte dann zu telephohieren, verstand aber nichts von dem brasilianischen Wortschwall, mit dem geantwortet wurde. Kurz entschlossen rief ich ein Taxi. Wie fuhren von einem Extrem der Stadt, wo mehrere Industrien liegen, durch das Zentrum, erkennbar durch die vielen Hochhäuser, bis hin zum Wohnviertel der Wohlhabenderen. Man könnte letzteres mit dem Barrio Alto in Santiago vergleichen, nur dass hier mehr das Holz vorherrscht. Solch herrliche Garagentore und Haustüren aus Edelholz wie hier sieht man bei uns nicht.

Meine Kusine wohnt in einem schönen, geräumigen Bungalow mit gepflegtem Garten. Obgleich wir uns nur brieflich kannten, nahm sie mich sehr lieb auf, und ich fühlte mich sofort zu Hause. Sie gehört zu den neueren Einwanderern, da sie erst nach dem letzten Weltkrieg herkam. Mein Vetter, der 1974 starb war schon in den dreissiger Jahren eingewandert. Nach Jahren der Mühsal hatten sie es zu einem guten Auskommen gebracht. Sie verkaufte deutsche und dänische Hörapparate und sorgte auch für Reparaturen und Ersatzteile derselben. Wenn der Verkauf am Tag gut gewesen war, kam sie vergnügt mit Gebäck und Süssigkeiten heim. Den Haushalt versorgte Putz, die Kolonistentochter, die die Abendschule besuchte. Der Sohn Carl Otto studierte und gleichzeitig verkaufte er Maschinen. Mutter und Sohn besassen jeder ihren eigenen brasilianischen "Käfer". Anita, die einzige Tochter, studiert in Kiel Meeresbiologie.

Ich wurde viel spazieren gefahren, um einen Eindruck von Stadt und Umgegend zu erhalten. Curitiba soll ungefähr 700.000 Einwohner zählen und ihr Name bedeutet "viel Holz". Sie wurde Ende des 17. Jahrhunderts gegründet, ist die Landeshauptstadt Paranas und besitzt eine Universität. Gleichzeitig ist sie Handelsmittelpunkt. Es gibt metallverarbeitende Industrien (Autoteile, landwirtschaftliche Maschinen) Textilfabriken, Nahrungsmittelindustrien; Möbel und kostbare Hölzer werden für den Export fertig gestellt.

Dies ist das Reich der Pinie, der brasilianischen Araukarie, aber leider ist so viel Raubbau damit getrieben worden, dass das Holz schon weit aus dem Inneren hergeschafft werden muss. Von Aufforstung ist kaum etwas zu sehen, wohl aber von Erosion. Ich hatte das Gefühl, dass der Mensch hier nur von der Natur nimmt und ihr nichts gibt. Ein Stadtpark zeigt, wie reich und vielseitig der Pflanzenwuchs hier früher gewesen sein muss. Auffallend ist die intensive rote Farbe der Erde; sie soll sehr fruchtbar sein.

An einem Feiertag fuhren wie zu dem 200 Km entfernten Blumenau. Ich war restlos enttäuscht, hatte mir eine idyllische deutsche Kolonie vorgestellt und fand eine moderne Stadt mit Hochhäusern und Industrien vor. Hier wird Porzellan und Keramik hergestellt, zum Teil mit alten deutschen traditionellen Mustern. Hier soll die grösste Wirkwarenfabrik Südamerikas stehen.

Wir besuchten die moderne, schöne Kathedrale der Franziskaner. Von einem deutschen Café aus hatte man einen wundervollen Blick auf den Fluss. Hier sah man den kleinen Dampfer liegen, auf dem die ersten deutschen Kolonisten eingetroffen waren. Es dunkelte rasch und wir fuhren auf der verstopften Strasse heimwärts,

Die Woche in Curitiba verging nur zu rasch. Das nächste Ziel war Foz de Iguacú. Diesmal nahm ich den Tagesbus, um mir die Landschaft recht genau einzuprägen. Es ging in östlicher Richtung über hügeliges Land. Bei Villa Vellia beobachtete ich die eigenartigen Felsformationen, die zum Teil wie uralte, grünüberwachsene Mauerreste wirkten, dann wieder leuchtete ein einzelner Stein in roten Schattierungen.

Auf dieser Strecke sah man noch Urwald. Aus dem dunklen Gebüsch ragten immer wieder die luftigen Wedel der Palmen oder die gewaltigen Kronen der Pinien, Gelegentlich tauchten die aus dem Wald herausgeschnittenen Rodungen der Kolonisten auf. Da wuchsen Mais, schwarze Bohnen, Bananenstauden oder Orangebäume, Mandioka und Süsskartoffeln. Eine Studentin, die neben mir sass, erzählte mir, wie schwer das Los dieser Menschen ist. Sie kämpfen nicht nur gegen den Wald, sondern leiden oft an Gelbfieber, Darmwürmern, Moskitos und Schlangenbissen. Auch gegen die grössten Bäume steht nur die Axt zur Verfügung, Hilft kein anderes Mittel, schlägt man den Riesenbäumen am unteren Stammende rund herum die Rinde ab. Dann kann es noch Jahre dauern, ehe ein solcher Baum abstirbt und durch einen Sturm zu Fall kommt.

In den von der Sonne ausgedörrten Schlag wirft man den Brand. Durch die Asche ist der Boden gedüngt und Mais und Bohnen gedeihen hervorragend. Ist die Erde ausgelaugt, sucht sich der Kolonist ein anderes

...

Stück. Seine Methoden sind unwirtschaftlich, die Absatzmärkte oft zu weit entfernt. Nur die Zwischenhändler verdienen,

Überall aus den Bretterbuden sah man Kinder auftauchen. Es waren oft blonde darunter. Sie wachsen ohne Schule auf, da die Entfernungen zu riesig sind. Dementsprechend ist ihr Wortschatz gering.

Es gab auch weite Strecken hügeligen Landes, auf dem Vieh weidete. Brasilien soll der viertgrösste Fleischproduzent der Erde sein.

Die nette Studentin war bereit, auf alle meine Fragen zu antworten: "Es soll hier Fazendas von 1000 und mehr Hektar geben. Hat man noch keine Bodenreform vorgenommen?" fragte ich.

"Wozu?" sagte sie. "Es gibt noch so unendlich viel Land, das keinen Besitzer hat. Warum soll man da Jemandem etwas wegnehmen?"

Ich. "Wieviel Einwohner hat Brasilien?"

Sie: "Wer könnte das genau sagen? Einige reden von 100 Millionen. Es können aber auch 120 Millionen sein. Ein Hauptproblem dieses Landes ist die viel zu rasche Zunahme der Bevölkerung, vor allem unter den Armen."

Leider stieg meine freundliche Informantin in Laranjeiras do Sul aus. Erst gegen hab 11 Uhr nachts langte ich in Foz de Iguacú an. Gleich gegenüber von der Bushaltestelle lagen zwei hellerleuchtete Hotels. In welchem sollte ich übernachten? Ich wählte das Bogarin, das mir am Nächsten lag. Es war modern und bequem, und ich genoss die gut funktionierende warme Dusche nach der 850 km langen Fahrt.

Am nächsten Morgen schloss ich sich einer Autofahrt zu den Iguacú-Fällen an. Es fuhren mit: ein Brasilianer, ein Israeli eine Bundesdeutsche und ich. Der Fahrer war Argentinier. Mit der Bundesdeutschen kam ich bald ins Gespräch:

Sie: "Bei Ihnen in Chile muss es ja schlimm zugehen!"

Ich: "Wieso? Wir sind glücklich, dass wir den Kommunismus los sind."

Sie: "Das ist das erste, was ich höre! Unsere Presse ist gut informiert und objektiv!"

Ich: "Das sollte sie sein, aber leider ist sie kommunistisch unterwandert."

Sie: "Ich hörte neulich einen Vortrag von Probst Frenz".

Ich: "Ach, von unserem "roten Erzbischof?" Ja, wissen Sie denn nicht, dass der von den Kommunisten gekauft ist?"

So ging es hin und her, bis ich sie schliesslich nach Chile einlud.

Inzwischen fuhren wir durch den 300 Hektar umfassenden brasilianischen Natur-

schutzpark (auf argentinischer Seite sind es 70 Hectar). Wir traten nur wenige Meter ins Dickicht, dann wurde es unheimlich. Nun wandten wir uns der Flussseite zu. Ein schmaler Steig mit Geländer führte am Ufer entlang und enthüllte nacheinender Schönheit der 150 Wasserfälle, von denen nur 25 gewaltige Ausmasse zeigen, am eindruckvollsten die "Garganta del Diablo", wo das Wasser ein Gefälle von 100 Metern hat. Was man auf keiner Photograhpie sieht: die schmutzige Färbung des Wassers, durch den erdigen Grund bedingt und die kleinen Vögel, die durch den Wasserdunst schwirren. Nach einer Stunde Spaziergang gelangten wir zu dem Aufzug, der das Ende der Fälle anzeigte. Als ich oben in der Sonne auf die Mitfahrer wartete, fiel mir ein Busch mit eigenartigen Blüten auf. Als ich mich neigte um sie näher zu betrachten und sie berührte, flogen hunderte von bunten Schmetterlingen auf. War das eine Pracht!

Die Iguacú — Fälle sollen die drittgrössten der Welt sein.

Nachmittags schaute ich mir den 30.000 Einwohner zählenden Ort Foz do Iguacú an. Wie fast in jedem Nest in Brasilien gab es auch hier einige Hochhäuser, obwohl die meisten Strassen nicht gepflastert waren. Aber Hochhaus muss sein für die Brasilianer! Dieser Ort ist sehr auf Fremdenverkehr eingestellt. So sah man schöne paraguayische Stickereien. Beinahe hätte ich mir eine Bluse gekauft, aber nachdem ich überlegt hatte, dass ich mit dem Geld sechsmal Essen konnte, verzichtete ich. Es gab edle Steine und Schmetterlingssammlungen.

Als ich in einer Fuente de Soda ein Paltabrot bestellte, wurde ich belehrt, dass die Palta mit Banane, Apfelsine und Zucker gemischt als Vitamintrank zubereitet wird und nicht als Brotaufstrich mit Salz.

Abends im Hotel schaute ich mir das Buntfernsehen an. Wie erstaunt war ich, dass sowohl in der Propaganda wie auch im sentimentalen Stück nur blonde und weisshäutige Menschen auftraten! Als dann wirklich mal ein Negerjunge erschien, war es ein nordamerikanischer Film. Ich blieb extra drei Stunden sitzen, weil es mir nicht einleuchten wollte, dass in einem Lande mit so viel Mulatten und Negern sie so gar keinen Raum im Fernsehen haben sollten. Zwar wurde immer wieder behauptet, es gäbe keine rassische Diskriminierung in diesem Lande, aber ich habe Zweifel in diesem Punkt.

Am nächsten Morgen nahm ich ein Taxi, das mich an die Grenzstation bringen sollte. Man hatte mir gesagt, der Bus auf der aregntinischen Seite würde um 8 Uhr los-

70.1

fahren. Der brasilianische Zollbeamte erschien erst um die Zeit. Was nun? Wahrscheinlich würde ich einen Tag in Puerto-Iguacú auf argentinischer Seite zubringen müssen. Ergeben in mein Schicksal liess ich ich die Zollrevision über mich ergehen und stieg in die Fähre, die uns über den Iguacú-Fluss auf die argentinische Seite brachte. Wieder Zollrevision! Zusammen mit einer sympathischen Argentinierin nahm ich ein Taxi bis zur Bus-Endhaltestelle. Was für ein Glück! Mein Bus nach Montecarlo fuhr erst um 9 Uhr ab und es fehlten noch 10 Minuten bis zur Abfahrt. Dies war ein echter Landbummelbus. Überail auf den Strassen, wo jemand die Hand aussterckte, wurde angehalten. Man beobachtet viel Armut unter dieser Landbevölkerung. Die Landschaft ähnelte der brasilianischen: Hügel, rote Erde, Araukarien. Man sah viel Aufforstung, zum Teil mit Kiefern, zum Teil mit Pinien. Diese letzten brauchen 25 Jahre, um schlagreif zu sein. Die Strasse war nur zum Teil gepflastert, überall drang die rote Erde ein. Wir kamen durch keinen grösseren Ort. Um ein Uhr Mittags hatte ich es geschafft: Der Buss hielt in Montecarlo. Wie dieses Dorf wohl zu so einem eleganten Namen gekommen ist?

In der Nähe befand sich das einzige Taxi, und der Fahrer kannte meine Verwandten. Es sind nur 17 Kilometer bis dorthin. Ob ich sie wohl antreffen werde? Benachrichtigen konnte ich sie nicht, weil die Postverbindung sehr zu wünschen übrig lässt. Von Chile braucht ein Luftpostbrief 2 bis 3 Wochen. Auch diese Verwandten — Hilla ist die Kusine zweiten Grades von mir, ihr Vater hatte uns in Chile besucht und die Verbindung hergestellt — kannte ich noch nicht, nur brieflich.

Es ging eine herrschaftliche Auffahrt längs, und dann stand ich am Gartentor. Zwei Schäferhunde und zwei Dackel bellten mich wütend an. Nach einer langen Weile erschien eine ältere Frau, die erklärte, die Familie sei zu Nachbarn gefahren und käme erst spät abends zurück. Sie wusste aber, dass ich nächstens erwartet wurde und liess mich ein. Das Wohnzimmer wirkte höchst persönlich: Schlangenhaut an der Stehlampe. Felle von unbekannten Tieren an den Wänden, Waffen der Guarani-Indianer, ein Räuchertischehen selbst gebastelt aus Pinienholz, ein Kamin und viele Bücher. Meine Kusine war auf einem Rittergut in Schlesien aufgewachsen und hatte nach dem Kriege mit den Eltern fliehen müssen. In Argentinien lernte sie ihren zukünftigen Mann kenne, der sich als Pionier in dieser Gegend niedergelassen und empor gearbeitet hatte,

Die Begrüssung am Abend fiel sehr herzlich aus, und auch hier fühlte ich mich gleich zu Hause.

In den nächsten Tagen zeigten sie mir die Teeplantage, wo Sohn Lutz mit nur einem Arbeiter beim Ernten war. Es dürfen nur die obersten zwei zarten grünen Blätter gepflückt werden. Die Maschine dafür war selbst entworfen und von einem "maestro" konstruiert worden.

Es gab hohe Tungbäume, deren kastanienartige Früchte gesammelt und gepresst werden. Dies ergibt ein spezielles Oel für Farben und Lacke, aber der Markt dafür ist im
Augenblick ungünstig. Dann sah ich YerbaMate-Pflanzungen, Apfelsinen und Pampelmusen, aber wohin sollen diese letzteren verkauft werden? Bis nach Buenos Aires sind
es 1.500 km. Was kostet da allein die Fracht!
Wie verlassen und auf sich selbst gestellt
sind diese Kolonisten! Zweiundvierzig Prozent der Argentinier leben in Buenos Aires
und interessieren sich nicht für den Norden.

Die Tee-Ernte von 1974, die nach Holland verkauft worden war, wurde den Kolonisten von der Cooperativa immer noch nicht bezahlt. Holland schickte den Betrag in Gulden, die Regierung wies das Geld zurück. Sie wollten Dollar haben. Die Kolonisten warteten Tag für Tag auf das Eintreffen des Geldes, Inzwischen nahm die Inflation gewaltig zu. Was würde man ihnen am Ende auszahlen? Als mal eine schwere Operation in der Familie nötig wurde, musste ein alter, mächtiger Pinienwald geopfert werden, denn Krankenversicherung oder Altersversorgung kennt man hier nicht.

In Montecarlo, dem Strassendorf, lag die Cooperativa, wo die Teeblätter für den Verkauf zugerichtet wurden. Hier gab es auch ein Sägewerk und verschiedene Kaufläden, sogar eine Art Supermarkt. Ich wunderte mich, wieviel Deutsch hier gesprochen wurde. Einmal liess ich mich von einer Kolonistin frisieren. Die "Peluqueria" war eine kleine Bretterbude. Das Wasser vom Haarewaschen lief durch eine Röhre direkt in den Hof und bildete Matsch. Aber die Kolonistin machte ihre Sache gut und erzählte, dass sie alle zwei Jahre an einem Kursus zur Vervollkommnung in ihrem Beruf teilnehme.

Eines Nachmittags fuhren wir an den Paraná-Fluss, da, wo der Caraguatay in ihn einmündet. Bei dem sogenannten "Hafen" war nichts von Hafenanlagen zu entdecken. Früher wurden die Holzstämme flussabwärts geschafft, heute verarbeitet man sie zu Brettern und schickt sie per Lastwagen südwärts. Breit und träge floss der Paraná dahin. Während des Nachmittags kam kein einziger Dampfer vorbei. Gegenüber lag der dichte Urwald, der schon zu Paraguay gehört. Einige Leute vergnügten sich mit Fischen. Aber die Mücken belästigten ziemlich.

Eine Woche verging schnell, und es wurde Zeit an die Rückfahrt zu denken. 24 Stunden im Bus bis Buenos Aires, zwei Tage dort und dann im Aliscafo bis nach Colonia, das schon in Uruguay liegt. Diese Fahrt ist viel interessanter, rascher und billiger (14 Dollar) als die Nachtfahrt per Dampfer von Buenos Aires nach Montevideo, wo man nichts sieht. Der Aliscafo ist ein Schnellboot für 150 Personen, das in einer Stunde die Strecke Buenos Aires - Colonia zurücklegt. In Colonia stehen Busse bereit, um die Reisenden in zwei Stunden ins Zentrum von Montevideo zu bringen.

Und hiermit ist mein Bericht zu Ende. Ich wollte vor allem von jenen Landstrichen erzählen, die uns Chilenen nicht so zugänglich sind, wie das zum Beispiel bei Buenos Aires oder Mendoza der Fall ist.

Hete Slevers de Weisser

EXPEDICION A LA CORDILLERA DE HUAYHUASH (PERU)

El día 16 de Julio de 1978 abordamos el avión que nos conduciría a Lima. Quedaban atrás agitados días destinados a organizar la expedición y ya estaba todo dispuesto para la gran aventura.

Eramos cinco jóvenes con la intención de realizar una expedición juvenil utilizando la experiencia que habíamos adquirido en montaña. Formábamos un grupo homogéneo puesto que nos conocíamos desde hacía tiempo, por numerosos viajes a la montaña.

El grupo estaba formado por: Alvaro Izquierdo W., Eduardo Saavedra L. Gino Cassasa R., Martín Riesco W.

Una vez en Lima, nos instalamos en la "Residencial Europea". Don Ramiro, el dueño de la residencial, no salía de su asombro al vernos circular durante dos días con cuerdas, piolets, martillos y numerosos cajones con alimentos.

El 18 de Julio por la mañana cargamos con más de 500 kg. el Ford del 64 en que haríamos el viaje a Chiquián. Salimos por la carretera Panamericana hacia el Norte a través de inmensas dunas que bordean la costa. Una vez en Barrancas, un pequeño pueblo costero comenzamos a ascender por la empinada cuesta que conduce a Huarás. En la Laguna de Conococha de 4.080 mts. empezamos a bajar por un camino de tierra en bastante mal estado, que al cabo de dos horas aproximadamente nos condujo al poblado de Chiquián a 3.556 mts. sobre el nivel del mar y con una población de 5.000 habitantes. De características netamente serranas, sus numerosas y pequeñas terrazas de cultivo daban la impresión de estar frente a una enorme e inclinada colcha confeccionada por diminutos parches. De inmediato tomamos contacto con la Madre Emilia, quien nos hospedó en las limpias si bien austeras camas de la parroquia. Nuestro paso siguiente fue dirigirnos donde el arriero Teófanes Cayupe quien accedió a acompañarnos en una marcha de dos días al campamento Base. Nos internamos por un valle agreste salpicado de trecho en trecho de sementeras no mayores de 200 mts cuadrados. De las escasas agrupaciones de viviendas salían a recibirnos con gran curiosidad, individuos vestidos a la usanza tipica, en su mayoría niños y ancianos hospitalarios que no vacilaron en demostrarnos su desmedida preocupación por conseguir medicinas. Finalmente llegamos a Pocpa, un hermoso pueblo indígena, típico exponente de la vida primitiva que allí se desarrolla sin alteraciones y que se ofrecía a la vista de los primeros españoles.

Continuamos la marcha a través de la Sierva Peruana y en el momento de dejar atrás el portezuelo de 4.800 mts contemplamos por primera vez la Cordillera de Huayhuash en toda su dimensión. Frente a nosotros se alzaban las impresionantes paredes de Rondoy. Jirishanka, Toro, Yerupajá, Rasac y Tsacra. La magnitud y belleza de esas montañas siempre blancas es superior a lo que cualquier persona pudiera imaginarse. Comprobamos que aún en esas lejanías y a la altura promedio de cuatro mil metros vive gente dedicada al pastoreo. Pero lo que más nos llamó la atención fueron los bosques de quenoales entre los extensos pastizales, árboles de tupido follaje que fácilmente alcanzan una altura de quince metros. Al caer la tarde llegamos a la Laguna de Jahuacocha (4.066 m), donde rápidamente instalamos nuestro campamento base a orillas de la torrentosa cascada de Rasachocha.

Fue un agrado saber que no estábamos solos, puesto que ya se habían asentado alli varias expediciones de españoles, franceses y más tarde austríacos e italianos dispuestas a atacar las cumbres del Yerupajá y del Rasac.

Dedicamos un día a preparar las cargas que subiríamos a los campamentos altos y por la noche fuimos invitados por los franceses a disfrutar un rico asado.

A la mañana siguiente subimos con cargas de treinta kilos por empinadas morenas hasta los 4.800 m, donde instalamos el Campamento 1, muy cerca del Glaciar Raimondi. Ya cumplida la tarea de instalación del campamento bajamos al basε, donde nos esperaba Edmundo, nuestro cocinero contratado en Chiquián y Martín Riesco, quien viajó solo desde Santiago al campamento base.

En los dias subsiguientes instalamos nuestro Campamento 2 en la parte superior del Glaciar Raimondi, entre el Rasac y el Yerupajá, a los 5.600 m. Puesto que se desató el mal tiempo con nieve en los campamentos altos y lluvia en el base, decidimos pasar en éste el intervalo que durara el temporal. El episodio más destacado de estos cuatro días fue la elaboración del "pachamanca", asado

de cordero con lenta cocción bajo tierra. El último día se nos unió Jimmy, un simpático australiano que se había contactado con nosotros en Santiago, quien posteriormente demostró ser un valioso elemento.

Amaina el tiempo. En dos días consecutivos de marcha ascendemos al Campamento 2 para enfrentarnos de inmediato con el filo sudoeste del Yerupajá (6.515 m). De madrugada empezamos a subir por una rampa de hielo Gino y yo. Quedaban atrás Jimmy y Eduardo, este último afectado por una fuerte otitis, quienes se vieron obligados a regresar al base. Alvaro y Martín apoyarían nuestra ascensión desde el Campamento 2.

A los cuatro tramos principales del ascenso les adjudicamos los nombres de 1: El Laberinto de Hielo; 2: El Gran Serac; 3: El Gran Traverse y 4: La Gotera. En el Laberinto de Hielo ocupamos más de cuatro horas en cruzar la rimaya o grieta terminal. En vista de las dificultades equipamos con cuerdas fijas ese mismo dia hasta el Gran Serac, que es un inmenso cubo de hielo costenido por una de sus aristas y cuya magnitud equivale a la de un edificio de doce pisos. Con las últimas luces del atardecer bajamos al Campamento 2, donde fuimos recibidos por Alvaro y Martín, Después de una mala noche nos levantamos de madrugada y rápidamente llegamos al lugar de las cuerdas fijas, por las que trepamos con Jumars. Nos encontrábamos montados sobre el filo del Yerupajá contemplando la cadena del Siulá en todo su esplendor. A los 6.000 m comenzamos el recorrido del Gran Traverse, larga extensión poco inclinada cubierta de hielo blando. Cuando oscurecia divisamos la grieta donde pretendiamos pasar la noche, pero al llegar a ella comprobamos

24.4

que el vivac era impracticable. Muy agotados por la larga jornada y el peso de las mochilas buscamos hasta la media noche otro lugar donde pernoctar. En vista de que no encontrábamos ningún lugar apropiado, decidimos pasar la noche sobre un tapón de hielo atrapado en una grieta. Como a Gino se le cayera la mochila dentro de una grieta, nos vimos obligados a practicar espeleología nocturna, lo que nos dejó al límite de nuestras fuerzas.

Al día siguiente tuvimos que enfrentar la triste realidad: estábamos demasiado extenuados como para atrevernos a asaltar la cumbre con alguna probabilidad de éxito. No nos quedó más remedio que descender al Campamento 2.

Decidimos atacar la pared este del Rasac (6.040 m). Gino, Martín y Jimmy equipan con cuerdas fijas los primeros 250 m, y bajan para alojar en el Campamento 2. El tramo anterior les resultó muy difícil porque contaba con pendientes de hielo de 75 grados. El segundo día subieron por las cuerdas fijas. En cuanto a Jimmy, Martín y Gino, tuvieron la satisfacción de alcanzar la cumbre a las 13:30 horas. Durante media hora disfrutaron del soberbio panorama y a las 14 horas descendieron en doce rapeles hasta el campamento base. Muy cansados pero también muy contentos alcanzan este campamento a las 17:30. Se dedica un día entero al descanso y luego se procede a preparar el regreso a Chiquián, haciendo el trayecto en dos días. Un bus lleva a toda la expedición a Loma y una vez allí se emprende sin demora el regreso en avión hasta Santiago.

ALEJANDRO IZQUIERDO WACHHOLTZ

FISCHERPROZESSION IN VALPARAISO

Niemand dachte, dass nach solchem Sturm und Regen der Sonntag so strahlend sein koennte. Auf diesen Sonntag bereiteten sich die Fischer entlang den Kuesten um Valparaiso schon lange vor. Es ist jedesmal ein grosses Fest um den 29. Juni, denn sie feiern ihren Schutzpatron St. Petrus.

Da geht mir ein Licht auf; Petrus ist ja auch fuer das Wetter zustaendig. Er will halt nicht nass werden an seinem Ehrentag auf dem Wasser. Da wird seine Statue in feierlicher Prozession uebers Meer gefahren. Wer ein Boot hat, und ist es noch so schaebig, der schmueckt es liebevoll mit Faehnchen, Blumen und Baendern und begleitet ihn

Wir kamen ziemlich frueh an den Hafen. An der Mole stand es schon dicht gedraengt. Viele Boote schaukelten im oeligen Wasser, huebsch dekoriert, und es war ein grosses Gerenne, Gewerkle und Geschrei. Eines lag gerade an den Stufen, so sprangen wir entschlossen auf die Planken und setzten uns erwartungsvoll zurecht.- Der Faehrmann fing mit meinem Mann ein freundliches Palaver an. Wir haben aber bis zuletzt nicht herausbekommen, ob er uns kannte oder nur verwechselte, Jedenfalls merkten wir bald, dass es kein Passagier-, sondern ein Privatschiff war. Staendig wurden die Leute abgewiesen, die zusteigen wollten. Wir durften komischerweise bleiben.

Der Hafen fuellte sich noch mehr, zu Land und zu Wasser. Da begann eine Blaskapelle zu spielen, und aus dem ganzen Wirbel loeste sich langsam das grosse, geschmueckte Hauptschiff mit der Petrusstatue. Es fuehrte die Prozession an, ein Boot nach dem andern schloss sich in bunter Kette daran, wir dicht hinterher. An der aeussersten Spitze der vorgelagerten Mole stand der Aufnahmewagen vom Kanal 4, und wir winkten uebermuetig in die Fernsehkamera.- Abends bei den Nachrichten erkannten wir "unser" Schiff wieder. Aber es war alles ganz weit weg verschwommen, ganz kurz nur.- Welche Fuelle an Farbe und Lebenslust birgt die Wirklichkeit!

Langsam entfernte sich die Silhouette des Hafens mit den beiden Tuermen, und die Huegel der Stadt tauchten dahinter auf. Aus vielen Fenstern der an den Haengen klebenden Häusern sehen jetzt bestimmt die Leute zu, wie von einem grossen Amphitheater.- Wir wenden uns nach Playa Ancha, es kommt ein kalter Wind vom offenen Meer auf. Da wird uns eine Decke von der Frau des Schiffers angeboten. Es steigt zwar daraus ein Duft nach vielen Fischgenerationen auf, aber wir koennen diese liebevolle Geste nicht abweisen. Die Leute sind einfach ruehrend. Jezt wird uns noch Kaffee angeboten. Alle trinken aus demselben Emaillehaeferl. Es waere eine Beleidigung, das nicht anzunehmen. Also Augen zu und geschluckt!-- Und wie das so ist, essen muss der Mensch schliesslich auch wieder einmal. Freigiebig ueberreicht man jedem von uns eine Papierserviette mit einem krebsaehnlichen Untier darauf, aus dem man gewisse Teile essen soll. Als Gringa aus einem Binnenland ist mir das ganze voellig unbekannt so beobachte ich erstmal die Fischer, die das geschickt herauspuhlen und mit Genuss verzehren. Es geht aber sehr schnell bei denen, so lange ich halt tapfer zu und schlucke. Es ist gruen, schleimig und schmeckt wie ... lieber nicht dran denken. Ich habe natuerlich den nicht essbaren Teil erwischt und das Gute weggeworfen!

Das Schiff schaukelt jetzt sehr, oder kommt es wir nur so vor? — Himmel, ist mir schlecht! Heiliger Petrus, steh mir bei!

Dazu muss ich noch mit den Frauen Konversation machen, in meinem schlechten Spanisch. Jetzt wischt eine Fischersfrau den Hals einer Flasche mit ihrem Taschentuch ab, aus der sie einen Schluck genommen hat, und haelt sie mir freundlich aufmunternd hin. Ein heftiger Geruch nach aguardiente steigt mir in die Nase. Da ja schon alles egal ist, greife ich zu und nehme einen ordentlichen Zug. Es brennt wie die Hoelle, aber dann ist ploetzlich alles wieder im Lot. Innerlich desinfiziert von diesem "santo remedio" habe ich endlich wieder klaren Blick fuer das schoene Panorama, das sich uns bietet. Dank Dir, Petrus!

Wir sind von Playa Ancha, wo sich noch einige Boote anschlossen, inzwischen umgekehrt und entlang der Wolkenkratzer der Innenstadt gefahren, Richtung Viña del Mar. Die Stadt sieht so frisch und reingewaschen aus. Alles ist farbenfroh nach dem langen Regen,

So vom Wasser aus, mit dem weiten Blick auf die Stadt, hat man eine ganz andere Perspektive. Da sieht man ein neues Hochhaus, oder eine ganze neue Siedlung; da merkt man erstaunt, dass die Stadt die Haenge hinaufgewachsen ist. Die einstmals kahlen Huegelkaemme zieren die Scherenschnite der Eukalyptus- oder Kiefernwaelder. Wer behauptet noch, Valparaiso sei eine sterbende Stadt? Niemand, der einmal erlebt, wie eine Stadt noch alte Volksbräuche mit so viel Schwung und Einsatz feiert! Das geschicht nicht fuer den Tourismus, sondern aus echter Begeisterung.

Der Wirbel auf dem Wasser übertrifft sich an Buntheit und Laerm. Wir ueberholen das Hauptschiff mit der Petrusstatue. Aus dem Menschengewuehl darauf leuchtet das lilarote Kaeppchen eines Priesters, das man selten sieht.

Nun braust es neben uns heran, mit einem Getoese wie ein Lotsenschiff. Aber es ist nur ein Ruderboot, mit einem Baldachin aus Palmwedel, Der schwere, riesige Motor darauf drueckt das Heck dieser Nusschale tief hinab, aber vorne hebt es keck die Nase und saust wie ein Tragfluegelboot durch die Wellen .- Manche Schiffe sind mit Menschen ueberladen wie Rettungsboote bei einem Schiffsunglück; sie haben gefährlichen Tiefgang. Der "Bote Salvavida" ist selbstverstaendlich mit von der Partie und bestens ausgerüestet, aber die Wassertemperatur ist nicht fuer ein Bad zu empfehlen! Bei so viel waermenden Schlucken, Gesang und Gehopse waers kein Wunder wenn einer ueber Bord fiele, Denn getanzt wird auch. Von einem Boot, das uns gerade ueberholt, hoert man das schrille Floeten und dumpfe Trommeln der "Bailes Chinos". Die bunt verkleideten Maenner stampfen und huepfen nach dem monotonen Rhythmus, den sie gleichzeitig aus den heiseren Instrumenten blasen. Starke Lungen gehoeren dazu, und viel Gleichgewicht auf dem schwankenden Schiff.— Jetzt faehrt ein anderes Boot an ums vorbei mit huasos in bunten Ponchos, die Mädchen in den typischen gerueschten, leichten Trachtenkleidern. Sie fuehren die Marienstatue, die ja ebenfalls zu einem religiösen Fest gehoert. Ein paar Gitarrenklaenge wehen herueber.

Der Fischerhafen Portales ist ebenfalls gesaeumt von winkenden Zuschauern. Die Prozession wird von den dortigen Fischerbooten begruesst, alles dreht einige Runden. Ein Riesenschwarm Moewen flattert und schwirrt ueber allem und begleitet uns auf dem Rueckweg.

An den Kriegsschiffen und grossen Ueberseefrachtern vorbei ziehen die Boote in langer Reihe in den Hafen Valparaisos. Beim Aussteigen wollen wir bezahlen. Da weist der Fischer das Geld entruestet ab. Wir waren seine Gaeste. So danken wir herzlich und wuenschen beim Abschied "gute Fahrt und reichen Fang". Mit einer Einladung zur Petrusfahrt im naechsten Jahr steigen wir von Bord. Aber vorher werde ich noch herausfinden, wie man diese cangrejos isst!

Erna Jacob

ETWAS UEBER CHILENISCHE HEILPFLANZEN

Es dürfte Vielen unbekannt sein, dass die Ureinwohner Chiles ihren Nachfahren, den heutigen Chilenen, die Kenntnis von ungefähr 250 Heilpflanzen vermachten. Die medizinischen Kenntnisse, welche die Spanier ins Land brachten, waren minimal. Es wird berichtet, dass die erste Spanierin in Chile, doña Inés de Suárez, über einige praktische Erfahrungen in der Behandlung von Wunden verfügte.

Später waren es die Jesuiten, die "Boticas" einrichteten und die Kranken durch Kräuterbehandlung und Gebete zu heilen suchten. In manchen Gegenden, wie z. B. in Cauquenes, traten sie das Erbe der Ureinwohner an und verschrieben, oft mit gutem Erfolg, Thermalbäder.

Den alten Chroniken zufolge war es die Machi, die den Kranken besuchte und dann auszog, um die betreffenden Pflanzen zu suchen, die sein Leiden heilen konnten. wusste, dass frisch gepflückte Kräuter eine viel grössere Wirkung ausüben als getrocknete. Sie war darauf bedacht, dass keiner ihr folgte ,denn ihre Kenntnis war geheim und wurde nur an ihre Erben direkt weiter gegeben. Manchmal brauchte sie drei bis vier Stunden, ehe sie von der Kräutersuche zum Kranken zurückkehrte. Es folgte ein religiöses Zeremoniell, das die Wirkung der Medizinen verstärken sollte: Räucherzeremonien, Amulette, magische Worte, Schocktherapie.

In der Kolonialzeit waren es hauptsäch-

lich die Curanderos, die Yerbateros, die Meicos, die Veedores de agua (die den Urin untersuchten) und Compositores de Huesos, welche es unternahmen, die Kranken zu heilen

In vielen Gegenden Chiles, besonders auf dem Lande, wird diese Art Volksmedizin auch heute noch der modernen Krankenbehandlung vorgezogen. Erstens ist sie billiger, zweitens leichter zugänglich (ohne Röntgenaufnahmen und sonstige komplizierte Verfahren). Drittens glauben die Leute, dass es Krankheiten gibt, die der Arzt aus der Stadt nicht erkennt, z. B. "Lipiria".

Um sich leichter merken zu können, für

Um sich leichter merken zu können, für welche Krankheit die verschiedenen Kräuter gut sind, wurden Rezepte in Versform weiter gegeben:

Póngale paico compadre, a esa guagua enfermita. Se lo juro por su madre que la nena estará sanita.

> Póngale anis para el hipo y matico en las heridas y para la fiebre que sube Agüita fresca cocida.

> > Queme eucaliptus, patrona para la tos que me devora y deme bosta de caballo para las tripas zumbadoras.

Da dies noch heute lebendige Verse sind, kann es uns nicht wundern, dass so ein ausländischer Baum wie Eukalyptus darin vorkommt. Inzwischen sind viele europäische Heilpflanzen auch hier heimisch geworden.

Der Apotheker Humberto Molina Boye aus Valparaíso, der sich seit 20 Jahren mit chilenischen Heilpflanzen befasst und an einem Werk darüber arbeitet, äusserte sich vor kurzem folgendermassen: Es wäre nicht nötig, importierte Arzneien nach Chile zu bringen. Unser Land verfüge über eine derartige Vielfalt von Heilpflanzen, dass es hier keine Krankheit gäbe, für die nicht auch das entsprechende Kraut existiere. Die chilenischen Universitäten und Laboratorien müssten sich noch viel mehr als bisher mit der Untersuchung dieser Pflanzen befassen. Leider sei das Verfahren teuer, und es verlange eine hochentwickelte Technik, aber das Resultat wäre lohnend.

Anschliessend die Namen von einigen besonders bekannten chilenischen Heilpflanzen:

BOLDO: für Leber und Nieren. Die Blätter werden in grossen Mengen nach nach Europa exportiert,

MATICO: zum Heilen von Wunden,

NATRI: gegen hohes Fieber,

RUDA: schmerzstillend, besonders bei Gallenanfällen,

CACHANLAGUA: gegen Magenschmerzen,

CHAMICO: Asthma,

HUALTATA: anregend fürs Herz,

CANELO: heiliger Baum der Araukaner, Blätter regen die Verdauung an,

PAICO: gegen Verdauungsstörungen, BAILAHUEN: zur Anregung von Galle

BAILAHUEN: zur Anregung von Galle und Leber,

PAPA: gegen Rheumatismus und Schwellungen,

LLANTEN: gegen Krebsgeschwüre. Auf diese Pflanze möchte ich besonders aufmerksam machen, jetzt wo man in aller Welt auf der Suche nach einem wirksamen Mittel gegen Krebs ist. Mir sind zwei Fälle bekannt, wo ein Hautkrebs und ein Unterleibskrebs durch Llantén völlig ausgeheilt wurden.

Die Kräuterliste liesse sich beliebig verlängern, aber mein Wunsch war es nur, auf dieses Gebiet hinzuweisen und vielleicht das Interesse dafür zu wecken.

HETE SIEVERS DE WEISSER

EINE REISE ZUR ROBINSONINSEL

Fruehsommer 1953. Die staatliche Schiffsgesellschaft hatte, um den Tourismus zu foerdern, eine Seereise nach Juan Fernández organisiert, meines Wissens nach die erste. Die "Alondra" war ein ziemlich alter Kahn, der normalerweise Valparaiso mit Punta Arenas verband. Er verfuegte ueber Klasse 1, 2 und 3 und konnte etwas ueber 200 Passagiere aufnehmen. Wir hatten eine Kabine im Mitteldeck belegt, direkt am offenen Gang und keine 2 Meter von der Reeling entfernt. Beste Seeluft und Aussicht, wenn auch nur durch das Bullauge.

Spaetestens um 16 Uhr mussten alle an Bord sein, denn fuer 18 Uhr war die Ausfahrt vorgesehen. Aber wie so improvisierte Sachen nun mal sind, klappte vieles nicht. Die "Alondra" verspaetete sich, so dass die Zeit nicht ausreichte, um die Fracht auszuladen, was sich spaeter fuer uns alle als ein wahrer Segen erwies. Die Ausfahrt verschob sich um ganze 4 Stunden. So hatten wir Zeit, um das Schiff und die Mitfahrenden anzuschauen. Die "Alondra", als Passagierschiff, hatte schon einige Bequemlichkeiten aufzuweisen: einen grossen Speiseraum, getaefelte Salons und Gaenge und in der ersten Klasse anstaendige Kabinen.

Um in die 3. Klasse zu steigen, musste man mit grossem Sportsgeist bedacht sein, denn aus ihr schlug einem eine dicke, unaussprechlich duftende Luft entgegen, die sich wie Blei auf die Brust legte. Von den 240 Passagieren waren die meisten alte Bekannte. Unsere Furcht, als "Gallo en Gallinero ajeno" zu reisen, erwies sich als grundlos. Die kollektive Freude einer Seereise, fuer die meisten die erste, fuehrte alle zu einer aeusserst sympathischen, kameradschaftlichen und einheitlichen Gruppe zusammen.

Um 21 Uhr wurden die ersten zum Essen gerufen. Wir blieben an Deck, um die einmalige Aussicht bei Nacht auf unseren Puerto von See aus zu geniessen. Zehntausende von Lichtern, ueber Huegel und Taeler verstreut, kontrastierten mit dem tiefdunklen Meer. Ein Neuankoemmling wuerde bei diesem bezaubernden Anblick gewiss von weissen Villen mit Haengegaerten, von Palmen und exotischen Blumen traeumen.

Um 22 Uhr setzte sich die "Alondra" langsam in Bewegung und die beleuchtete Kueste verflachte langsam am Horizont. Die meisten blieben bis spaet auf den Beinen und es wurde viel erzaehlt. Am Packendsten der Bericht eines Teilnehmers am Thunfisch-Treffen in Neufundland. Nach 2 Uhr nachts kletterte ich in meine Koje, wo die aeusserst straff angezogenen Decken mir das Gefuehl einer gewickelten Agyptischen Mumie verschafften. Aber das wurde zum Vorteil, denn gegen Morgen fing unser Schiff ganz fuerchterlich zu stampfen an. Es ächzte in allen Fugen und rollte beängstigend von einer Seite zur anderen. In der oberen Koje sah ich mal die Wand, dann den Fussboden vor mir. Der Kasten schlingerte ganze 30 Grad. Nur die straff gespannte Bettwaesche hielt mich fest.

Um 8 Uhr versuchte ich auf den Boden zu kommen. Mal ging es links in die Knie, mal rechts. An Waschen und Rasieren war nicht zu denken. In den Spiegel zu schauen, hatte schlimme Folgen. Mal war man drinnen. dann draussen und der Magen fing energisch zu protestieren an. Die einzige Loesung: schnell zurueck in die Koje und die Augen geschlössen. Dazu log ich mir vor, in einer Haengematte zu schaukeln. Meine Frau wimmerte leise sie brauche Luft. Ich versuchte, das Bullauge zu oeffnen, jedoch ohne Erfolg. Dann oeffnete ich die Tuer. Eine Wassermasse, einen halben Meter hoch, rollte zischend den Gang herunter. Knapp konnte ich die Tuer zuschlagen. Sonst haetten wir, ausser der kaltfeuchten Seeluft, noch einen Meter Wasser in der Kabine gehabt. So gut es ging, zogen wir uns an und raus aus dem engen Loch! Als das Schiff sich zur anderen Seite legte, rissen wir die Tuer auf und rannten breitbeinig zum Speisesaal. Luchita war laengst jeder Appetit vergangen. An einem Tisch sassen die Offiziere und warten auf ihr Fruestueck, an einem anderen Tisch 6 tapfere Mitglieder des Club Pesca y Caza. Zwei Stewards balanzierten heissen Kaffee, Broetchen und Butter und setzten alles vor uns auf die Tische. Da ploetzlich kippte die "Alondra" nach backbord und der ganze Zauber rutschte herunter. Wir hielten uns krampfhaft fest. Als alter Segler wollte ich den schmunzelnden Offizieren nicht die Freude bereiten, mich seekrank zu sehen. Ich hatte mir ein Beefsteak mit Spiegeleiern bestellt. Als dieses vor mir stand und mir der Geruch in die Nase kam, verliess ich so schnell wie moeglich den Saal,

Als beste Stelle erwies sich die Kommandobruecke. Hier war es trockener als irgendwo anders und die frische Seeluft tat mir sofort gut. Wir waren in einen Sturm Grad 9 geraten. Zum Glueck war die Alondra voll beladen, sonst waere alles noch viel schlimmer gewesen. An diesem Tage fand kein ge-

sellschaftliches Leben statt. Wir zwei Aerzte machten Krankenbesuche. Da wir ueber keine Mittel gegen Seekrankheit verfuegten, so sprachen wir allen gut zu. Also nur Psychotherapie. Der Sturm wuetete ganze 24 Stunden. Wir wurden ganz schoen abgetrieben, was uns spaeter einen ganzen Tag unseres Aufenthaltes auf Juan Fernández kosten sollten.

Gegen Mittag des naechsten Tages glaettete sich die See. Die nicht mehr Seekranken kamen an Deck und man spaehte den Horizont auf Suche nach der Insel ab, die sich dann auch bald als langgezogener Schatten immer hoeher aus dem Wasser hob.

Ein Ruf erscholl: "Fliegende Fische!" Ueberall schossen sie aus dem Wasser und glitten elegant eine ganze Strecke parallel zum Wasser. Einer klatschte an Deck, etwa 30 cm lang und mit leuchtender Blaufaerbung an den Seiten. "Atunes"! rief da ploetzlich eine Stimme vom Bug her. Ein ganzes Rudel von ihnen kreuzte ihn. Es war eine der grossen Abarten. Wir schaetzten die Burschen auf gute 40 Kilos.

Um 15 Uhr gingen wir in der Cumberland-Bucht vor Anker. Juan Fernández ist eine schroff aus dem Ozean aufragende Insel. Der Cerro Junque ist etwa 1000 m hoch, zum Teil mit Vegetation bedeckt, zum groessten aber abgeholzt und stark erosioniert. Lange "Bongos" schossen vom sandlosen Ufer zu uns herueber. Sie waren etwa doppelt so lang wie unsere vom Festland, in der Mitte eine Feuerstelle und am Bug ein Suesswasserfass, Eine Kommission begab sich zu Käptn -Oyarzún: "Wir moechten angeln", hiess es. "Como no! Heute Nacht lasse ich alle Scheinwerfer auf das Meer richten. Sie werden sehen, wie das die Fische anzieht!" Um sechzehn Uhr fuhren uns die ersten Boote an Land. Als alter, halber Insulaner fuehrte ich eine Gruppe an. Erst ging es zum "Cementerio". Dort waren die Opfer der Dresden begraben. Ich erinnere Namen wie von Roth und Schilling. Dann schlenderten wir durch das Dorf auf Suche nach Souvenirs. Wir fanden einige schoen gearbeitete Stuecke aus Chonta-Holz, sogar eine kuenstlerische Wiedergabe der Insel. Dazu einige Spaene von dem seltenen Sandel-Holz, Bald war alles weg und die letzten hatten das Nachsehen, Anschliessend besorgten wir uns ein Fischerboot mit allem Zubehoer fuer die kommende Nacht. Abends gab es ein gutes Essen mit Orchesterbegleitung, sowie ein emisiges Hin und Her unserer Damen, Mit Hilfe des Kapellmeisters hatten sie einen Ball organisiert. Kreuz und quer durch den Saal wurden bunte Lampions gezogen. Um 21 Uhr liess Capitán Oyarzún alle Scheinwerfer und Lichter erstrahlen. Wir sassen noch beim Essen, als die ersten Angler kopflos in der Saal stuerzten und Alarm schlugen. Rings um das Schiff sei ein einziger, unuebersichtlicher Schwarm von zehntausenden von Fischen. Panik brach aus. Wer noch nicht fertig mit dem Essen war, liess alles liegen und alle Maennlein stuerzten an Deck. Im grellen Scheinwerferlicht konnte man viele Meter in die Tiefe schauen. Alles war eine sich bewegende Masse von Fischleibern, grossen und kleinen, mindestens 10 Varietaeten.

Diejenigen, die Angelgeraete mithatten, rannte in ihre Kabinen und dann in die Kueche zwecks Koeder, Die Gesichter der Frauen wurden immer laenger, denn sie sahen ihren Ball, hier nicht vor die Hunde, wohl aber vor die Fische gehen.- Unser Fischer kam ans Fallreep und unter Hallorufen und dem Neid einiger Zurueckbleibender, booteten wir uns ein. Das Wasser war tiefblau und voellig klar. Wahrend wir unser Fischzeug koederten, zogen unter dem Boot sechs schwarze, ruderlange Schatten vorueber. "Mensch, solche Riesen - Sierras habe ich noch nie gesehen!" "Barracudas, Patron", verbesserte der Botero. Unter ihnen schichtweise "Palometas" von 8 bis 12 Kilos, Fische, die dem amerikanischen "Tarpoon" aehnlich sind. Kaum waren die Angeln im Wasser, schon biss irgendetwas an. Es ging wie im Aufzug: runter - rauf, rauf -- runter. Die an Bord Gebliebenen merkten bald, dass mit ihrem duennen Nylon 0,50 - 0,80 nichts zu machen war, weil sie die mehr als 10 Kilo schweren Fische noch 5 Meter hoch aus dem Wasser hieven mussten. Wie bei einem Streichorchester, wo ein Boesewicht statt Harz gemahlenes Glas auf die Boegen gestrichen haette, so knallten die zum Reissen gespannten Leinen, sogar Nummer 1, das staerkste Nylon jener Zeit.

Meine Angel war auf den Grund gelangt, wohl 120 Meter tief, als ich einen gewaltigen Ruck verspuerte. Ich zog aus Leibskraeften wohl 20 Meter Kabel hoch, dann war auf einmal Stop. "Hast wohl den Mast der "Dresden" erwischt?", neckte mich Dr. Dörr. Das Seil, das einenOchsen halten konnte, gab wieder nach und ich zog weitere 50 Meter ins Boot. Wieder Stop! Es ging wohl seitwaerts, aber nicht herauf.

"Patrón, tiene una Raya", hoerte ich unseren Fischer. Als der Druck von unter wieder nachliess, zog ich wie wild den restlichen Tel der Leine ein. Und dann sahen wir den Burschen: den groessten Lenguado, den ich je gesehen hatte, 20 kg schwer und breit wie ein Bettvorleger. Wenn man ihn im spitzen Winkel hatte, kam er hoch, aber sobald er horizontal lag, nuetzte er den Wasserdruck aus und man kriegte ihn nicht einen Zentimeter hoch.

Nach dreieinhalb Stunden standen wir in ueber 50 kg Fischleibern. Wir bliesen ab und machten uns daran, den Riesenhaufen an Bord zu verfrachten. Da jedem Fisch versprochen wurde, bildete sich bald eine Kette und die Tiere wurden bis an Deck weitergereicht. Nach ein paar erquickenden "tragos" suchte ich Luchita, die schon im Bett war und nur grimmig wegen der Sturheit der Maenner reklamierte. Ich haute gleich wieder ab und wir setzten uns zu mehreren an Deck zusammen und fingen an zu luegen von den grossen Burschen, die wir mal an der Angel hatten. Es war gegen zwei Uhr morgens, als es anfing, an Deck zu klatschen und zu zappeln. Vorne und hinten kamen fliegende Fische an Bord. Dazu ging ein Hoellenlaerm an der Bordwand los. Es klang, als ob eine Herde Nilpferde sich dort badete. Wir rannten an die Reling und sahen, wie das Wasser von unzaehligen "Vidriolas" buchstaeblich kochte. Dies ist eine Fischart halb Corvina, halb Thunfisch, 2 Meter lang und an die 40 bis 80 kg schwer. Sie waren hinter den fliegenden Fischen her, die wie Raketen aus dem Wasser schossen, um ihren hungrigen Feinden zu entkommen, "Eine Harpune!" schrie jemand. Aber woher nehmen. Zwei andere rasten in den Laderaum und kamen mit Stricken und zwei gewaltigen Gemuesekoerben an die angeleint ins Wasser gelassen wurden. Die wildgewordenen Vidriolas fielen in die Koerbe, aber beim Hochhieven rutschten sie raus. Sie waren viel zu lang fuer unsere improvisierten Fischgeraete. Das Getoese dauerte an die halbe Stunde. Dann wurde es ruhig und auch der letzte Fanatiker suchte seine Ruhestaette auf. Am naechsten Morgen fischten einige weiter, aber es war nichts mehr. Die Sonne fing gewaltig zu waermen an, so dass einige baden wollten, darunter meine bessere Haelfte, Mir gefiel die Sache nicht, aber sie fand bald einen Kavalier, der mitmachen wollte. So blieb mir nichts anderes uebrig, als auch ins warme, tiefblaue Wasser zu steigen. Wir waren etwa 80 Meter von der "Alondra" entfernt, als irgend jemand an Deck "Tiburones"! schrie. Alles lief zusammen und starrte ins Wasser, das mir ploetzlich eiskalt vorkam. Wir zwei schwammen schleunigst, immer nach vorne schauend, ich in Rueckenlage, mir den Hals verdrehend nach den gefuerchteten Dreiecksflossen. Zum Glueck sahen wir keine. Einige wollten drei, andere nur zwei Haie gesehen haben, die meisten keinen.

201

Nun ein paar Worte ueber Juan Fernández. Unter diesem Namen fasst man drei Inseln zusammen: Santa Clara, Robinson Crusoe (ex Más a Tierra). Die dritte Insel befindet sich 180 km weiter nach Westen und wurde frueher deshalb als "Más Afuera" bezeichnet. Heute heisst sie Alejandro Selkirk und umfasst 82 Quadratkilometer Bergland. Alexander Selkirk, der 4 Jahre auf der Robinson-Insel einsam verbrachte, wurde von Daniel Defoe als Vorbild fuer seine Geschichte von Robinson Crusoe genommen.

Das Klima ist warm-feucht und vielleicht als subtropisch zu bezeichnen. Man vergesse nicht, dass der Humboldt-Strom hier nicht vorbeifliesst. Frueher einmal waren die Inseln stark bewaldet, sogar mit Edelhoelzern. Heute sind sie kahl und erosioniert. Seefahrer aller Nationen trieben Raubbau, die wilden Ziegen taten ein Uebriges. Neupflanzungen, sowie Einfuehrung neuer Gattungen, wie z. B. Fasanen, scheiterten an der Verstaendnislosigkeit der Bevoelkerung.

Nicht nur England, auch Deutschland lieferte seinen Robinson in Gestalt von Hugo Weber. Dieser war ehemaliger Seemann auf S. M. Kreuzer Dresden gewesen. Er lebte 10 Jahre auf der Insel, ohne sie zu verlassen, und erwarb sich grosse Verdienste mit seinen botanischen Studien ueber sie.

Unter den Fischern findet man Gestalten wie aus Seeraeuberromanen: rotes Haar, graue Augen, Adlernasen: oder dunkles Haar mit blauen Augen, wundervoll bei einigen jungen Maedchen. Dazu hat wieder ein Teutone beigetragen, wie der Baron von Roth, der eine Herzensenttaeuschung mit der Zeugung von 17 gesunden und huebschen Kindern auf dieser Insel vergass. Die Bevoelkerung von ungefaehr 300 Personen (heute 800) lebte zur Zeit unseres Besuches ausschliesslich vom Fang der Langusten. Fischerei wurde nur fuer den Eigenbedarf getrieben. Deshalb war Juan Fernández ein ertraeumtes Anglerparadies geblieben. Heute duerfte sich vieles geaendert haben.

Aber zurueck zu unserer Tour. Da wir nur Stunden zur Verfuegung hatten rasten Gruppen zum "Mirador Selkirk", wo der ausgesetzte Schotte Tag fuer Tag den Horizont nach einem Segler absuchte, der ihn zurueck zur Heimat bringen koennte.

Andere besuchten die "Cuevas de los Patriotas", in die Berwand geschlagene Hoehlen, wo die Spanier fuehrende chilenische Freiheitskaempfer in Eisen legen liessen. Wieder andere versuchten, mit einem Boot die Hoehle Selkirks zu erreichen, wo er lange allein hauste. Mittags gab es ein Festessen: eine halbe Languste fuer jeden, Fisch-

suppe und Lenguado in Buttersauce. Nachmittags entspann sich ein reger Handel mit den Fischern. Erlaubt waren 2 Langusten pro Kopf. Billig waren sie gerade nicht, aber man musste ja von der Reise etwas mitbringen

Um 16 Uhr wurden die Anker gelichtet und unter Sirenengeheul verliessen wir die Cumberland-Bucht in Richtung Valparaiso. Unser Aufenthalt auf der Insel waehrte nur 24 Stunden. Wegen des Sturmes hatten wir die weiteren vorgesehenen 24 Stunden verloren. Auf der Rueckreise begleitete uns wunderbares Wetter. Die See war spiegelglatt und wir sahen eine Gruppe von Walfischen, erkenntlich an den Wasserfontaenen. Ein kolossaler Schwertfisch vollfuehrte drei gewaltige Luftspruenge.

Mit den Frauen war etwas los. Sie bildeten kleine Gruppen, die ihre Koepfe zusammensteckten und nur im Fluesterton redeten, mal verschwanden und dann wieder auftauchten. Lose, zur Wahl einer "Reina", wurden verteilt. Um 20 Uhr mussten alle im Essaal die Stimmzettel abgeben. Nach dem Abendessen wurde die erwaehlte Koenigin

ausgerufen, ebenso wie der "Rey Feo" und alle Welt zum grossen Abschiedsball geladen. Der Saal wurde festlich mit Lampions, Luftballons und Serpentinen geschmueckt. Um 22 Uhr marschierte dann der grosse Festzug in den Saal, voran Koenig Neptun mit dem Dreizack, dann die Koenigin mit ihrer Leibgarde, begleitet von den Klaengen unseres Orchesters, das jetzt mit Stolz sein Koennen zeigte,

Die kleinen Gruppen von Fischern, die ihren Schnack nicht lassen konnten, wurden von den netten Señoritas gesprengt und der Tanz waehrte bis in die fruehen Morgenstunden. Die meisten gingen erst gar nicht zu Bett, da wir ueber Mittag anlegen sollten. Um 9 Uhr nahmen wir unser letztes Fruehstueck ein, packten unsere Sachen und holten uns unsere Hummern und zwei grosse stockgefrorene Fische.

Bei wundervollem Wetter liefen wir in Valparaiso ein, das uns bei Tage nicht ganz so schoen erschien wie bei der naechtlichen Ausfahrt.

Dr. CARLOS KIRSCH

Prolog zum Preisausschreiben des DAV Valparaíso

Um den Jugendlichen der 5. Zone das 70jährige Jubiläum unseres Vereins näher zu bringen, veranstalteten wir ein Preisausschreiben. Unser Mitglied, Herr Kurt Claussen, regte die Kinder der Jugendgruppe zur Beteiligung an und bat verschiedene Lehrer um die Beurteilung der Aufsätze. So kamen fast 50 Arbeiten zusammen, davon leider nur 6 auf Deutsch.

Zwei Themen waren gestellt:

1. Mein schönster Ausflug

2. Mein schönstes Erlebnis in der Natur, also etwa mit Tieren, beim Skifahren, beim Steine- und Muschelnsammeln usw. Die deutschen Arbeiten wurden von Frl. Wichhorst, Herrn Claussen und Frau Weisser bewertet, die spanischen von Frau Sepülveda von der Deutschen Schule Viña del Mar, Frau Mónica Luzzi de Castro, Frau Gómez und Herrn Silvio Viancos von der DS Quilpué. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle

unser herzlichster Dank ausgesprochen!

Folgende Preise wurden gestiftet: Casa Jacob: 1 Anorak, 1 Paar Jeans, 1 Cassette, 1 Paar Turnschuhe. Optica Koch: 1 Skibrille, Casa Andinit: 1 Rucksack, Multitienda Korinstore: 2 emmaillierte Suppenschüsseln, 2 emaillierte Becher, 2 Dosenöffner, Casa Philipps: 1 Taschenlampe, von Privatpersonen: 1 Taschenrechner, 1 Fotoalbum, Filzstifte. Auch diesen Stiftern sprechen wir im Namen des DAV Valparaiso unseren Dank aus.

Die Preisverteilung erfolgte am 31. August im Beisein der Eltern und vieler Kinder. Einige der preisgekrönten Arbeiten wurden von den Gewinnern vorgelesen. Anschliessend zeigte Herr Araya Lichtbilder von gemeinsamen Ausflügen, wo viele Jugendliche sich wiedererkannten. Die Feier, die um 19.00 Uhr stattfand, erfreute sich eines solchen Zuspruchs, dass der Verein versuchen wird, auch in Zunkunft besondere Programme für Jugendliche zu veranstalten.

Hete Sievers de Weisser

MEIN SCHOENSTER AUSFLUG: ZUR QUEBRADA "EL ALAZAN"

Es war 14 Uhr, als wir von zu Hause losfuhren, um auf dem Bahnhof auf den Express zu warten, der uns nach Limache fahren sollte. Viele Leute standen an dem einzigen Schalter, der geoeffnet war, andere warteten auf andere Zuege. Meine Fahrkarte hat mir meine Schwester gekauft, weil ich zu faul bin, Schlange zu stehen und ausserdem verliere ich immer das Geld. Der Zug, in dem wir fuhren, war sehr modern und bequem, aber er fuhr mit 10 Minuten Verspaetung ab, weil viele Kameraden verspaetet ankamen und nicht schnell rennen konnten, weil ihre Rucksaecke so schwer waren und die Schlafsaecke runterrutschten.

Die Fahrt war sehr lustig und unterhaltend, fast viel zu kurz. In Limache angekommen, nahmen wir einen Bus, der uns zum Tranque "Leu-Leu" fuhr. Dort trennten wir uns in Gruppen und liefen los. Wir wanderten 30 Minuten. Wir mussten verschiedene Fluesschen ueberqueren, so dass die Fuesse nass wurden. Als wir einen Bach ueberquerten, fiel das Zelt und der Schlafsack meiner Schwester ins Wasser. Es gab auch viel Matsch. Endlich kamen wir an den Lagerplatz, wo wir die Zelte aufbauen sollten, ungefaehr 500 Meter vom letzten Lager. Da es schon dunkel wurde, mussten wir schnell die Zelte aufbauen. Waehrend andere das Feuer anzuendeten und dafuer erst Holz suchen mussten. Dann mussten wir Wasser holen, um das Essen zu kochen. Um das Wasser zu holen, mussten wir weit laufen, aber das machte nichts aus, weil wir warmen Tee trinken wollten und auch Essen kochen. Wir sassen dann froh am Lagerfeuer. Herr Claussen und der Tio Raúl spielten Mundharmonika. Spaeter gingen wir dann ins Bett. Ich schlief mit "Conejo" im Zelt. Wir sind um 6 Uhr 50 aufgestanden, um das Feuer anzumachen, waehrend andere Wasser holten. Wir wollten kein Wasser holen, weil wir zu faul waren, so weit zu laufen und das Wasser auch zu kalt war. Wir haben gefruehstueckt und so gegen 9 Uhr gingen wir los zum "Portezuelo de Lleu

80.4

Lleu". Der erste Teil war sehr anstrengend, aber dann ging alles leichter. Wir kamen an eine glatte Stelle, wo ein Fluesschen floss, dort haben wir gegessen, getrunken und gespielt. Eine andere Gruppe wanderte woanders hin. Wir blieben 20 Minuten laenger und wir machten eine tolle Wasserschlacht. Einer von den Jungs hat uns alle nassgespritzt. Wir konnten ihn aber nicht so viel nassmachen wie er uns. Deswegen liefen wir schnell zum Zeltlager zurueck und warteten auf ihn, um ihn ins Wasser zu werfen. Wir gaben ihm die Moeglichkeit, die Badehose anzuziehen. Er bettelte, dass wir ihm nicht das Badehandtuch nassmachen sollten. Ich habe es aber auf einen Ast geworfen, der ueber das Wasser hing. Auf jeden Fall wuerde er ins Wasser fallen, wenn er das Handtuch holen wollte, weil wir nicht wollten, dass er Stoecke dazu nahm und wenn er auf den Ast steigen wuerde, wuerde er mit Ast und Krach ins Wasser plumpsen. Spaeter durften wir spielen, was wir wollten, nachdem wir Kaffee getrunken hatten.

Dann mussten wir die Zelte auseinandernehmen und alles einpacken, weil der Bus zwischen 5 Uhr 30 und 6 Uhr wartete. Die Rueckreise ist uns viel kuerzer vorgekommen, weil wir jetzt weniger zu schleppen hatten. Als wir unten ankamen, haben wir ausgeruht und Tee getrunken. Wir sollten mit dem Bus an den Bahnhof fahren und von da aus mit dem Zug nach Viña, aber der Bus fuhr uns direkt nach Viña. Leider konnten wir in dem Bus nicht so viel schreien wie im Bus von "Don Pepe". Als wir ankamen, konnten wir schwer aussteigen mit unseren Rucksaecken und Schlafsaecken. Wir mussten 500 Meter bis nach Hause laufen. Zu Hause brannte der Kamin wo wir uns waermten, weil es draussen sehr kalt war. Wir haben dann schnell gegessen, geduscht und sind ins Bett gegangen.

ROBERT ANGELBECK, 12 Jahre

DIE WASSERSCHILDKROETEN

Seit langem mag ich Wasserschildkroeten, ich glaube, dass sie eine der interessantesten Tiere der Welt sind. Es gibt blaue, rote, gruene, gelbe und auch schwarze mit weissen Punkten und sie leben in Amerika, Europa, Afrika, Asien, Polynesien und Australien, nur nicht in der Antarktis. Es gibt Schildkroeten, die Fisch, Schnecken und Wuermer fressen, und andere fressen nur Salat und junge Triebe; einige Schildkroeten leben in Fluessen, es sind die schoenen Schmuckschildkroeten, das sind die schoenste Art Schildkroeten, und ausserdem gibt es auch die Sumpfschildkroeten, das sind sehr agressive Wasserschildkroeten.

Ich habe in einem Terrarium 3 gruengelb-gestreifte Schmuckschildkroeten. Ich hatte aber vier. Mein Vater brachte sie aus Argentinien mit. Obwohl sie in einem sehr schoenen Ambiente leben, wollte ich ihnen im vorigen Sommer mehr Freiheit geben. Ich pflanzte in einem Teil eines Wasserbeckens draussen im Garten Papyrus, tat Steine und Sand hinein und brachte meine

4 Schildkroeten in dieses Paradies wo sie frisches Wasser, schoene Pflanzen und Sonnenschein hatten. Ich beobachtete sie, und sie schwammen, sonnten sich und fuehlten sich wohl. In der Mittagszeit kletterten sie aufeinander. An einem Nachmittag sah ich. dass die kleinste und schoenste fehlte. Mit Hilfe der anderen war sie ueber den 10 cm hohen Rand gekrabbelt und weggelaufen. Sie wollte noch mehr Freiheit. Die ganze Familie und der Gaertner waren in Aufregung, und es begann die Suche. Nirgends war sie zu finden. Am Abend, als alles still war, gingen Thomas und ich nochmals raus. Wir hoerten ein Rascheln in der Kanalisation. Mein Vater verstopfte alle Ausgaenge und wir fuellten die Roehre mit Wasser, Wenn meine Schildkroete in der Roehre war, musste sie mit dem Wasser herauskommen. Als wir das Wasser laufen liessen, kam sie am Roehrenende an. Ich brachte sie ins Terrarium mit den anderen zurueck. Nach einigen Monaten starb sie.

CHRISTIAN MAGDAHL

MI MEJOR PASEO

Amanecia en Calera, el sol comenzaba a emigrar tras esos grandes cerros, miré a mi alrededor, junto a mi yacían 4 sacos más. Era un lugar verde y solitario. De pronto el campamento comenzó a despertar. Habíamos dormido al aire libre. Luego de un abundante desayuno nos preparamos para comenzar un largo paseo. Dejamos sacos y algunas provisiones en el campamento. A las 6,30 hrs. comenzó la caminata. El cuerpo de todos los integrantes estaba fresco. Ibamos tras la huella del camino rompiendo ramas, me sentía dentro de una gran jungla. Pasaron dos horas y nuestra caminata no cesaba. Ibamos entonando un canto alegre. El cansancio, la transpiración se notaba en algunos andinistas. Nos había tocado un día cálido, el sol brillaba como una estrella. Por fin a las 12,30 nos hallamos en el "Paso Schneider". Estabamos al pie del gran Cerro Caquecito. Su nombre lo hacía parecerse como un pequeo e insignificante cerro pero era enorme. En la cima se notaba un poco de nieve.

Habíamos atravesado varios cordones de cerros, para llegar solo al pie del cerro, y me pregunté porqué tanto sacrificio para decir: ;— si, yo subí el "Caqueclto"!

Me podría haber quedado en casa, descansando. No, pero era el deseo de estar ahí, de estar en pleno contacto con la naturaleza. Gozar de lo que nos da este mundo. Es muy poca gente la que la disfruta.

Nos alimentamos bien, comimos chocolate y maní. Refresqué mi boca y comenzó la segunda parte de la ascensión. Era un sendero seco, sin árboles. Tuvimos que bordear el cerro para subir por el lado más fácil. Hubo que escalar para poder llegar arriba. Y por fin a las 2,30 hrs. logramos nuestro objetivo, la cima. Me saqué la polera y me tiré sobre la helada nieve. Muchos lo hicieron. Recibimos a los otros con nieve. Arriba comí mi almurzo y luego vino una pequeña siesta. Desde arriba había una hermosa vista hacia la cordillera. También se veia Calera y detrás se divisaba la "Campana". La cordillera se veía nítida y el

"Aconcagua" sobresalía como una gran bola. Bajamos rápidamente, tomando el sendero por el cual habíamos subido, y a pesar llegamos atrasado. En el campamento agotamos nuestras últimas provisiones y luego nos marchamos. Iba triste, había conquistado otro cerro, pero distinto, nunca me había sacrificado tanto. Miré hacia atrás y eché una última mirada al cerro "Caquecito" que sobresalía majestuosamente, tras un gran valle y varios cordones de cerros.

AXEL BUSCH, 8º Básico

UNA EXCURSION EN LA NATURALEZA

Aquel era un lindo día de sol. Fue aquel rayito de sol que entraba por mi ventana, el que me despertó. Bostecé un poco, me estiré en la cama y luego me levanté.

Aquella mañana era distinta a las demás. Todo estaba tan tranquilo, el sol se encontraba por todos lados, que me vino una idea muy loca, muy infantil, pero a mi parecer muy divertida: excursionar en el jardín. Me bañé, me senté a la mesa para tomar el desayuno. Todos estaban en la casa ese día, papá, mamá, y mis hermanos. Mientras desayunábamos mamá preguntó qué ibamos hacer ese día. Papá dijo — Yo lavaré el automóvil. El más pequeño de mis hermanos dijo al oir a mi padre: Yo le ayudaré!

Mi hermano mayor saldría con su polola y los otros dos irían a jugar a la pelota. Por último yo dijo lo que se me había ocurrido y todos se rieron de mí, todos encontraron muy tonta y fome mi idea. Pero yo no les hice caso y mamá dijo que era una muy buena idea. Así fue como comenzó mi excursión.

Cuando salí de la casa el cucú daba las 10 hrs. Mi primer descubrimiento fue una larga fila india de hormigas que subían y bajaban por la higuera. Parecían soldados marchando al compás de un tambor. Puse mi dedo para ver que sucedía y todas las hormigas parecieron volverse locas, corrían de un lado a otro, en todas las direcciones, chocaban entre sí y parecían un estampido de puntitos negros. Me hicieron mucho reir aquellas locas hormiguitas.

Mi segundo descubrimiento fue al levantar una piedra, debajo de ella había gran cantidad de "chanchitos". Los cuales al sentir el movimiento de la piedra empezaron a correr a todos lados. Cerca mío había un pequeño palito, lo tomé y con el toqué a uno de los tantos chanchitos y este al sentir el toque se enrolló y se convirtió en una pelotita muy pequeña y graciosa. Esto me causó mucho asombro, pero me di cuenta que hasta los más pequeños animalitos se defienden y luchan por vivir.

Habré caminado unos cuantos pasos cuando pronto el tercer gran descubrimiento se presentó ante mí. Era una crisálida la cual se encontraba pegada a un madero. Allí fui testigo del más asombroso cambio o metamorfosis de un insecto. Aquella crisálida poco a poco fue transformándose en una vistosa y preciosa mariposa. Sus colores eran tan maravillosos, el rojo, amarillo y negro daban un toque espléndido a aquella mariposa. La naturaleza había dado vida y forma a otra criatura, a otra de sus tantas criaturas bellas.

También fui testigo del primer vuelo de su vida tan corta desgraciadamente.

El cuarto y gran descubrimiento fue al ver en la rama más alta del palto a una pareja de pajaritos, los cuales trinaban, uno muy junto al otro y muy cerca de ellos un pequeño nido, del cual se desprendió una pequeña rama que cayó muy cerca de mis pies. La recogí y la guardé en mi bolsillo.

Iba a continuar excursionando cuando mamá nos llamó a almorzar. De nuevo todos nos encontrábamos en la mesa y yo les conté todo lo que había descubierto, excepto lo del nido, ya que mis hermanos podrían ir a molestarlo.

Después de almuerzo nos encontramos todos en el jardín.

MARIA BENITO ROSSI MENA, 8º año Básico



DIE ERFOLGREICHE SKIMANNSCHAFT DES D. A. V. SANTIAGO

von links nach rechts:

Claudia Zunza, Alex Schöll, Redolfo Zunza, Claudio León, Fernando Reutter, Jan-Pichaida, Bernd Hashagen (vorne) Alejandra Zunza, Andrea Samsing, Hansjörg Kossmann.

WER KENNT DEN "RENNSTALL" DES DAV?

Den Wenigsten ist er bekannt und ebensowenig was diese kleine Gruppe leistet. Der "Rennstall" entstand fast zur gleichen Zeit wie der Kauf und die Erweiterung unserer Hütte in Farellones. Die Kinder derjenigen Mitglieder, die damals den Anstoss zu dieser Anschaffung gaben, wurden unsere ersten bekannten Rennläufer. Wie kam das? Sowohl ihre Eltern wie sie selbst hatten nun die Möglichkeit, über das Wochenende, an Feiertagen oder Winterferien in Farellones in unserer Hütte zu bleiben. Die Mädchen und Jungen konnten intensiver trainieren und an wichtigen Rennen teilnehmen. Ihre Namen standen in den Zeitungen, und der DAV wurde als Ski-Verein bekannt.

Nun, die Skibegeisterung nahm mit den Jahren immer mehr zu. Neue Gäste kamen in die Hütte, und plötzlich war kein Platz mehr da für die Rennläufer, Was nun? Die Jugendherberge wurde gebaut und neben dieser unter dem Esszimmer, war noch ein Raum frei. Dieser wurde ihnen zur Verfü-Es war sogar ein kleiner gung gestellt. Platz für ein Minibad vorhanden. Die damals noch kleine Gruppe arbeitete mit Begeisterung. Es wurde gemalt, gehämmert, Flexit gelegt, und bald war ein recht ansehnlicher Raum geschaffen, der RENNSTALL getauft wurde. Aber nicht nur der Raum wurde so genannt. "Rennstall" wurde mit

der Zeit der Sammelbegriff für die Rennläufer, die gute Leistungen hervorbrachten und dafür das Anrecht genossen, in besagtem Zimmer zu wohnen.

Der Eifer, bessere Leistungen im Skilaufen für den DAV zu erlangen wurde grässer. Natürlich wurde mehr Jugend angezogen, und so mancher brachte es auch zum Rennläufer. Das ist aber nicht so einfach, da dem Training das ganze Jahr gewidmet werden muss, also nicht nur auf der Piste, sondern auch in der Halle, und nicht jeder hat die Ausdauer dazu. Hinzu kommt noch das frühe Aufstehen im Winter. Sie sind die Ersten am Frühstückstisch, und wenn die anderen Gäste in der Hütte sich gerade den Schlaf aus den Augen reiben, sind diese Mädchen und Jungen bereits auf der Piste und trainieren. Nur so ist zu verstehen dass aus ihrer Mitte schon verschiedene "Chile-Meister" hervorgingen, wie es auch wieder in den letzten zwei Jahren der Fall war. Nie ist die Zahl der DAV-Rennläufer sehr gross gewesen, dafür aber immer Spitzenklasse und ein grosser Teil gehört der Nationalmannschaft an.

Sollten wir nicht stolz sein auf unseren RENNSTALL? Wünschen wir ihm weiterhin Erfolg, Ausdauer und Eifer.

Carmen Pichaida

Jahresbericht des D.A.V. Valparaíso 1977-78

In diesem Vereinsjahr 1977/78 können wir wieder eine Anzahl schöner Ausflüge verzeichnen, neben den Hochleistungen, wie die Besteigungen des Aconcagua. Die Mitglieder unseres Vereins beteiligten sich auch an verschiedenen Skirennen in Portillo. Die Vereinsabende gestalteten sich interessant durch eine Reihe schöner Vorträge. Die beiden Hütten wurden vesbessert. So können wird wieder auf ein aktives Jahr zurückblicken. Nun zum genauen Bericht.

Ausflugstätigkeit: Es wurde wieder verschiedene schöne Ausflüge und Besteigungen gemacht wie Punta Cristal, Punta Imán, Campana, Vizcachas, Mocoen, Ojos Buenos,

Chache, Río Blanco, Quebrada Escobar, Agua Manzano und weitere.

Hochgebirge: Heinz und Uwe Koch bestiegen den Aconcagua am 1. März 1977 und Kurt Claussen am 9. Februar 1978.

Ski: Verschiedene unserer Mitglieder waren manches Wochenende zum Wintersport in Portillo. Einige beteiligten sich an den Skirennen der ASAVA und viele Schüler machten in der Skischule mit.

Rio-Blanco-Hütte: Dank Herrn Wenzel Husak wurde der neue Autoweg zur Hütte fertiggestellt und unterhalb der Hütte wurde ein Parkplatz gebaut. Die Mauer (pirca) und Zäune wurden wieder errichtet. Eduard Kremer-Hütte Granizo: Das Hüttendach wurde mit pizarreño neu gedeckt dank des Hüttenwarts Max Weisser.

Vereinsabende, Spiessbraten und Lager: Am 26. Mai hielt Herr Dr. Carlos Kirsch einen vertonten Lichtbildervortrag über die Cordillera de Paine y Sierra Pahuales. Dr. Fritz Felbermeyer folgte am 9. Juni mit dem Vortrag über Österreich. Heinz Koch berichtete am 25. August über seine Aconcaguabesteigung. Anschliessend gab es einen Cocktail zu Ehren von Heinz und Uwe Koch. Am

8. September hielt Herr Christian Rasmussen einen Lichtbildervortrag über "Arica y el Altiplano". Am 22. Oktober fand wieder der tährliche Spiessbraten in Granizo statt.

jährliche Spiessbraten in Granizo statt. Am 19. und 20. November fand der Campamento Gigante der ASAVA statt. Von unserem Verein beteiligten sich 30 Mitglieder, vor allem Jugendliche. Den Abschluss der Vereinstätigkeit bildete die Weihnachtsfeier am 1. Dezember.

Wolfgang Jacob

Jahresbericht 1977-1978 des D.A.V. Santiago

Nachdem der langjährige 1. Vorsitzende des DAV. Santiago, Herr Dietrich von Borries, zu Beginn des Jahres 1977 sein Amt zur Verfügung stellte übernahm eine Art Triumvirat unter der Leitung von Joachim Barenfin die Führung des Andenvereins. Die berufliche Anspannung der Mitglieder lässt im Grunde eine Einmannführung alten Stils auf ehrenamtlicher Basis gar nicht mehr zu. so dass dieser neue Weg sich als der z. Zt. gangbarste erwiesen hat, zumal der Vorsitz im Rotationsverfahren jährlich wechselt, man also nicht "festklebt" bzw. festgeklebt wird. Die damit auf 1 Jahr begrenzte Übernahme des Vorsitzendenamtes fällt so leichter. --

Das Jahr 1977 war gekennzeichnet durch eine Abnahme sowohl der Bergsteiger- wie der Wandertätigkeit, beides zurückzuführen auf persönliche Umstände wie etwa der schwere Unfall unseres langjährigen Ausflugswartes Wilhelm Thöm bzw. der Beginn des Universitätsstudiums unseres fleissigen Hochgebirgswartes Egon Zachlehner. Beide Probleme konnten inzwischen halbwegs zufriedenstellend gelöst werden, wenn auch bei der Wandertätigkeit noch immer nicht das ist, was sein könnte. Insgesamt liess und lässt auch die aktive Teilnahme der Jugendlichen, die immerhin mehr als 50% der Mitglieder stellen zu wünschen übrig. Mehr Eigeninitiative vor allem der 18 bis 20-Jährigen wäre dringend notwendig. Die Ansicht, der erste Vorsitzende habe sich um alles zu kümmern, ist noch so tief verwurzelt, dass Initiativen und ihre Realisierung fast ausschliesslich von dieser Seite erwartet werden, von ausserhalb des engeren Vorstandes aber praktisch nichts kommt. Es wird eine Aufgabe der Zukunft sein, hier wenigstens

leichte Abhilfe zu schaffen, indem man die Mitglieder zu aktiver Beteiligung animiert. Ansätze sind bereits vorhanden, etwa beim gemeinsamen Singen und Musizieren Bergsteigerkurs, Spiessbratenessen u.ä. Sie müssen ausgebaut werden.

1978 ist in dieser Hinsicht ein Jahr verstärkter Aktivitäten gewesen. Regelmässige Veranstaltungen im Vereinsheim wie Filmabende, Diapositivvorträge, gemeinsame Essen, ein Nachmittag mit Gästen aus dem Altersheim, einige wenige Wanderungen, Zeltlager mit unserem "Jungnachwuchs" von 10 bis 12 Jahren, ein Bergsteigerkurs mit grosser Beteiligung (40 Teilnehmer), durchgeführt von jugendlichen Bergsteigern unseres Clubs, mehrere Bergfahrten, u.a. eine nach Perú, die Publikation der "Andina", Skirennen, Werbekampagne in der Deutschen Schule, veranstaltet von einigen unserer Jugendmitglieder, z.T. ehemalige Schüler der Deutschen Schule Veröffentlichung von Rundschreiben, Renovierung der Hütten und des Vereinsheims, so sah im grossen ganzen die Arbeit des Jahres aus.

Mit besonderer Freude und vor grossem Publikum, so auch unter Anwesenheit des deutschen Botschafters, konnte im Vereinsheim die Auszeichnung unseres Ehrenvorsitzenden Dietrich von Borries mit der Anwandter-Medaille gefeiert werden.

An dieser Stelle muss auch ein Dank an Herrn Claus von Plate stehen, der uns im "Condor" stets den Platz eingeräumt hat, der notwendig war, um an die deutschsprachige Öffentlichkeit heranzutreten.

Was kann noch, muss noch getan werden? Hier ein 10-Punkteprogramm:

 Weitere Verstärkung der Jugendarbeit durch und mit Jugendlichen.

- 2. Herausgabe von DAV-Werbematerial.
- Intensivere Öffentlichkeitsarbeit, nicht nur im Hinblick auf die Werbung neuer Mitglieder, sondern auch auf erhöhte Beteiligung unserer Mitglieder am Vereinsleben (Aufsatz- und Fotowettbewerbe, Rallys, Kermessen, Tanzabende, Preisausschreiben u.ä.)
- Zusammenarbeit mit dem Bruderverein in Valparaiso (Austausch von Referenten, gemeinsame Ausflüge, gemeinsame Vorstandstreffen am Jahresbeginn und —schluss zwecks Gedankenaustausch usw.)
- Zusammenarbeit mit den deutschen Schulverbänden (Jugendarbeit, Hüttenangebot, Wanderungen, Kurse usw.)
- Erhöhter Gebrauch vorhandener kultureller Einrichtungen, etwa SAD (Servicio Alemán de Documentación), Goetheinstitut.
- 7. Mehr gesellige Abende, auch für Jugend-

- liche (Hüttenabende, Fiestas), gemeinsame Theaterbesuche u.ä.
- 8. Planung, Organisation und Finanzierung wenigstens einer öffentlichkeitswirksamen (besser. spektakulären) Exkursion oder Expedition.
- Publikation kleinerer Schriften (mehrsprachig) über Ausflugsmöglichkeiten, Naturschutz und ähnliche Themenkreise.
- Neuorientierung der Vereinsstruktur (Satzungs- und Programmanpassung).

An der Schwelle des Jahres übergebe ich mein Amt meinem Nachfolger Helmut Stehr in der Hoffnung, dass ihm die Verwirklichung des einen oder anderen Punktes gelingen möge. Ich danke allen, die mitgeholfen haben, das DAV-Schiffchen auf relativ flottem Kurz zu halten und veabschiede mich mit dem Wunsche, meinen Nachfolger nach Möglichkeit noch tatkräftiger zu unterstützen als mich.

HORST BADURA

ANDENVEREIN IM MUMIENSCHLAFSACK?

Es ist nicht meine Absicht, der Leitung des Andenvereins zu unterschieben, sie habe sich in einen Mumienschlafsack eingerollt und schlafen gelegt. Diese Kritik würde sicher auch mich selber treffen.

Trotzdem bin ich der Ansicht, in der Spitze des Andenvereins müsse man sich in den kommenden Jahren sehr ernsthaft die Frage vorlegen, ob die interne Struktur und die Arbeitsweise noch unserer heutigen Zeit entspricht. Trotz äusserer Erfolge und eines ausgezeichneten Rufs scheint mir unterschwellig ein Gefühl des Unwohlseins in der Vereinsleitung vorhanden zu sein. Man sollte dieses genauer analysieren, um zur Selbsterkenntnis und zu neuen Formen zu kommen. Ich werde etwas weiter ausgreifen müssen, um die eben geäusserten Ansichten genauer zu erklären.

Zunächst eine allgemeine Festellung: trotz der grossen Entfernung sind die Probleme der Alpenvereine in Europa denen unseres DAV, hier in Chile doch sehr ähnlich. Professor Louis Oberwalder, Zweiter Vorsitzender des Oesterreichischen Alpenvereins, hat sich im Laufe der letzten Jahre in den "Mitteilungen des Oe. A.V." immer wieder mit den Fragen einer Anpassung an die heutige Zeit beschäftigt. Es lohnt sich, ihn hier einmal zu zitieren:

- "eine Aktivierung der Vereinsarbeit auf breiter Basis lässt sich von oben weder mit Appellen noch mit Repressalien erzwingen",
- -- "die Anpassung unserer Angebote in einer rasch sich verändernden Gesellschaft, der "Verkauf", macht uns Sorgen,
- "die Krise des Alpenvereins, wenn es eine solche geben sollte, ist nicht der Abgang in seinem Besitzstand ,sondern es sind die Mängel in seinem Management".

Professor Oberwalder stellt aber auch sehr treffend die positiven Seiten heraus, nämlich:

- "Seit der Romantik, deren schönes Kind der Alpenverein ist, war nie mehr so viel von Natur die Rede wie heute".
- "Treffsicher hat die Gründergeneration (uns) Langzeit — Ziele gesetzt... mit denen wir heute planen und wuchern sollten."

Kommt uns diese Problemstellung nicht irgendwie sehr bekannt vor? Und wenn man sich im Oe.A.V. mit seinen über 200.000 Mitgliedern Gedanken macht, haben wir das hier in Chile nicht mindestens ebenso nötig? Zwar ist die Grössenordnung eine ganz andere, aber gerade deshalb sollten wir uns hier — in Santiago wie wohl auch in Val-

paraíso — einmal ernsthaft fragen, ob unsere Struktur noch stimmt. Vor 70 Jahren, als der D.A.V. in Valparaíso gegründet wurde, war das eine einfache Sache: ein kleiner Vorstand, ein guter Ausflugwart, eine begeisterte Masse von anderern — und der Verein funktionierte! Inzwischen gibt es Skipisten und Skirennen, Hütten sollen verwaltet werden, und die Menschen sind in die Hektik unserer modernen Leistungsgesellschaft hineingepresst worden.

Die bisherigen Ausführungen sollen keineswegs bedeuten, dass der Andenverein die Zeit verschlafen hat. Allein die Umbennung in "Andenverein", die Modernisierung seiner Hütten, das eigene Vereinsheim, eine Statutenreform und eine Verdoppelung seiner Mitgliederzahl sprechen wohl eine unwiderlegbare Sprache. Doch die Zeit schreitet nicht mehr behutsam voran wie früher, sie rennt und läuft heute. Und so wird es fast zur permanenten Aufgabe, den Anschluss an das Zeitgeschehen nicht zu verpassen, was jedoch keineswegs damit verwechselt werden darf, dass man etwa Wesentliches und Grundsätzliches aufgeben soll.

Im Laufe der Vereinsgeschichte sind mir zwei grössere Befragungsaktionen unter den Mitgliedern bekannt. Die erste wurde von Herrn Otto Barentin durchgeführt, an der zweiten wirkte ich selber 1962 im Rahmen einer kleinen Arbeitsgruppe aktiv mit. Sie führte uns damals zu sehr interessanten Schlüssen. Als wichtigste Probleme ergaben die Antworten eine notwendige Konzentration auf die zwei Hütten Farellones (für Skifahrer) und Lo Valdés (für Bergsteiger) und die sehr akute Frage des Vereinsheims. Und dabei wurde auch noch ein Problem angeschnitten, welches bis heute kaum beachtet wurde, wobei ich die Antwort hier wörtlich zitieren möchte:

— "eine Reihe von selbstständigen Gruppen, also ein neuer Aufbau in Pyramidenform..."

Die Probleme Vereinsheim und Konzentration auf zwei Hütten können heute als erledigt betrachtet werden. Nicht so der letzte Punkt einer neuen internen Struktur. Trotz der Satzungsreform hat der Verein seinen monolitischen Aufbau beibehalten. Der Vorstand, in der Praxis jedoch der Vorsitzende, sollen alle wichtigen und auch unwichtigen Entscheidungen treffen. Dazu ist jedoch der D.A.V. inzwischen zu gross, die Probleme sind komplizierter, die Zeit ist für die meisten knapper geworden.

"Der Verein" funktioniert schwerfällig, weil ganz einfach die Struktur falsch ist. Da alles von oben her organisiert und finanziert werden soll, läuft die Arbeit trotz bester Absichten eines meist nur kleinen Mitarbeiterstabes fest. Aus einem grossen Vorstand

mit zahlreichen Sachwarten wird schliesslich ein "Hütten - Verwaltungs - Vorstand". Die Sitzungen beschäftigen sich oft endlos mit zweitrangingen Problemen. Wer kennt das nicht: laufende Wasserhähne, zerbrochene Fensterscheiben, Lichtschalter, Heizung, usw. Schliesslich verliert man das Gefühl dafür, dass dem Vorstand ja ganz andere und wichtigere Aufgaben zufallen sollten. So ist es auch erklärlich, wenn der Posten eines Ersten Vorsitzenden meist widerstrebend und mit Vorbehalten angenommen wird. Bei jüngeren Vorstandsmitgliedern entsteht vielfach nach kurzer Zeit eine Enttäuschung, wenn der Betreffende die Arbeit nicht einfach mit viel Elan und Einfühlungsvermögen anpackt. Auch von der finanziellen Seite her entstehen Frustrierungen, wenn ein Sachwart "seine Hütte" oder "sein Sachgebiet" vernachlässigt fühlt. So besteht die latente Gefahr einer Erlahmung, die für die Zukunft unseres sonst so schönen D.A.V. mit seinen Idealen geradezu vernichtend werden kann.

Muss das aber so sein? Sollte nicht jedes der zahlreichen Vorstandsmitglieder, denen man ja ihren Idealismus nicht absprechen kann, ganz einfach "Freude am Spass" haben? Sollten nicht Wege gefunden werden können, um die vielfachen Aufgaben eines deutschprachigen Vereins in Chile mit dem Gefühl zu bewältigen, dass etwas Positives geschaffen wird? Es ist nicht der Zweck dieses kurzen Artikels, bereits fertige Lösungen anzubieten. Wenn es mir nur gelingt, Gedankenanstösse zu vermitteln und insbesondere die Mitglieder des Vorstandes von den früher oder später notwendigen Reformen zu überzeugen, so wäre der erste wichtige Schritt bereits getan. Die Lösungen müssen dann durch gemeinsame Überlegungen heranreifen. In unserm Vorstand haben sich in den letzten Jahren — eigentlich mehr durch Zufall - einige ganz ausgezeichnete Verwaltungs- und Finanzfachleute integriert, deren theoretisches und praktisches Wissen ganz wesentlich dazu beitragen kann, die angestrebten Reformen richtig zu formulieren und in die Praxis umzusetzen.

Zum Abschluss noch folgendes: ich meine, man sollte es sich nicht zu einfach machen. Zum Beispiel die Probleme ignorieren. Oder vor sich herschieben. Wir haben in wenigen Jahren weiter ein weiteres Jubiläum vor uns: 60 Jahre DAV-Santiago! Sollte es bis dahin nicht möglich sein, eine Strukturreform frisch anzupacken und "durchzuboxen"? Damit wir uns nicht dem Vorwurf auszusetzen brauchen, wir hätten unseren schönen Andenverein in den "Mumienschlafsack" gepackt und schlafen gelegt!

Der Vorstand des DAV Valparaiso fuer das Jahr 1978 setzt sich wie folgt zusammen:

1. Vorsitzender	Wolfgang Jacob
2. Vorsitzender	Curt Finster
Kassenwart	Hans Apel
Schriftwart	Erna Jacob
Geraetewart	Kresimir Kaiserberger
Ausflugswarte	Hans Apel und Kurt Claussen
Skiwart	Kresimir Kaiserberger
Huettenwart Río Blanco	Wenzel Husak
Huettenwart Granizo	Max Weisser
Buecherwart	Marianne Skopnik
Kassenrevisor	Hermann Skopnik

DAV SANTIAGO: VORSTANDSLISTE 1978

Erster Vorsitzender 1. Vize-Präsident 2. Vize-Präsident Schriftwart Kassenwart Geschäftsführerin Ausflugswart Jugendwart Skiwart Hochgebirgswart Hüttenwart Ehrenpräsident Vom Vorstand ernannt:	Horst Badura Joachim Barentin Helmut Stehr Uta Hashagen Oswald Kraft Carmen Pichaida Alwin Puschmann Rudi Schmidt Rudi Zunza Egon Zachlehner Wolfgang Förster Dietrich von Borries
Hütte Farellones Hütte Lo Valdés Hütte Lagunillas Vereinsheim Bücherwart Materialwart Naturschutzwar Delegado ASAE Delegado SKI	Heinz Erich Bunger Wolfgang Förster Wolfgang Förster Dietrich von Borries Heike Meinardus Ernst Albrecht Heise Christian Kelter Christian Kelter Rudi Zunza

Folgende Firmentrugen durch ihre Spenden zur Finanzierung der "Andina" bei:

LANZ Y CIA. LTDA	Dr. Barros Bargoño 233 · Santiago
QUIMICA HOECHST CHILE LTDA.	Casilla 340 - Santiago
INTERMA LTDA	El Comendador 2340 - Santiago
FINANCIERA FUSA	Las Violetas 2101 · Santiago
TEMACO LTDA	Huérfanos 863 Of. 605 - Santiago
FABRICA MARCELO	Manuel Monnt 2656 · Santiago
VIÑA SAN PEDRO S.A	Agustinas 1022 Ep Santiago
W A G O N S / L I T S TURISMO	Agustinas 1058 - Santiago
IMPORTADORA JANSSEN Y CIA LTDA.	Moneda 1160 9º Piso - Santiago
C O D I T E C S. A	Tocornal 556 - Santiago
CENTRAL DE HOMEOPATIA H A H N E M A N N	Santo Domingo 1088 - Santiago
ALFOMBRAS WIENER	Av. Fermín Vivaceta 1190 - Santiago
PASTELERIA C O N D I	Irarrázaval 2370 - Santiago
W. REICHMANN Y CIALTDA.	Av. Providencia 1308 - Santiago
PANADERIA F U C H S	Av. Vitacura 2808 - Santiago
LIBRERIA A L B E R S LTDA,	Merced 820 Local 7 · Santiago
CASA S A N F R A N C I S C O	Estado 373 - Santiago
M A X H U B E R LTDA	Miraflores 250 · Santiago
BARENTIN Y SCHOLZ	
EDGAR PFENNING H	Casilla 13628 · Santiago
W. A. JACOB y CIA. LTDA	Teatinos 634 - Santiago
K L A U S $$ G $$ Ö R K E $$ Y CIA. LTDA.	Plaza Vergara 148 Viña del Mar
A, JACOBY CIA, LTDA,	Plaza Anibal Pinto 1176 · Valparaiso
OPTICA K O C H	Condell 1620 / 1219 · Valparaiso
CECINAS OBERMÖLLER	Bellavista 448 - Valparaíso
OPPENHEIM Y CIA. LTDA	Las Heras 429 · Valparaiso
WILKENDORF YCIA,	Valparaiso
EMASAVAL LTDA	Chacabuco 2174 · Valparaíso
WILCKENS S.A	Esmeralda 1017 - Valparaiso

MEXY CIA. S. A. C. Casilla 1700 · Valparaíso

HETE WEISSER Valparaiso

HANS APEL.... Valparaiso

D. A. V. VALPARAISO Valparaiso

R. STROBEL Y CIA. LTDA.

ARTEL SAIC

ESTABLECIMIENTOS MÜNCHEN S.A.

LA PREFERIDA S.A.

PINTURAS ANDINA

E. KOSSMANN

SCHWINNING Y KREFFT LTDA.

LANZ Y CIA.

ULTRAMAR LTDA.

LIBRERIA HUMBOLDT

CAFE RIQUET

Valparaiso

PLASTICOS WARDA

Valparaíso

Ebenso danken wir einer Reihe von Privatpersonen, die nicht genannt sein wollen, sowie der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland für ihre freundliche Hilfe.

Die Vorstände des DAV Santiago und Valparaiso.